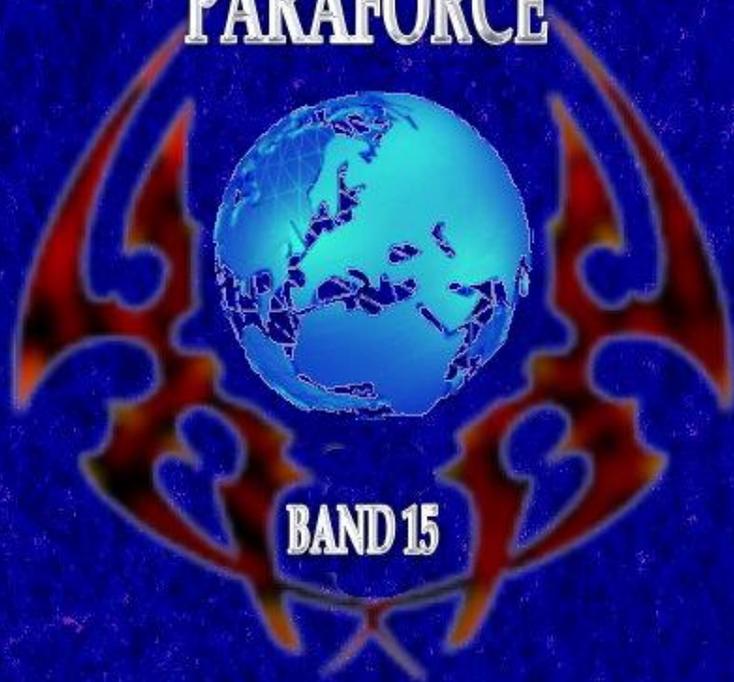


Gunter Arentzen

PARAFORCE



BAND 15

**Der Dämon von
Gray Forrest**

WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

Gunter Arentzen

Paraforce

Band 15

Der Dämon vom Gray Forrest

Ein Céline-Natalie Burgees-Roman

www.geisterspiegel.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2014 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de



Zitat:

Eine Hexe mit dämonischer Macht, den Himmel niederzulegen, die Erde aufzuhängen, Quellen zu verhärten, Berge zu schmelzen, Geister heraufzuholen, Götter herabzuziehen, Sterne auszulöschen, tatsächlich die Unterwelt zu illuminieren.

(Lucius Apuleius)

Prolog

Köter

I

New York City

»Ich kann diesen Biestern einfach nichts abgewinnen!«, lässt mich Ximena Cortez wissen, während sie keuchend durch den nächtlichen Central Park eilt. »Keine Ahnung, warum! Dabei mag ich Hunde sehr gern!«

»Ob man Hunde und Werwölfe vergleichen kann?«, fragt Jane Malorny zweiflerisch. »Da liegen doch Welten dazwischen!«

»Richtig!«, bestätige ich nicht minder keuchend. Die Welt um mich herum wirkt dank des Restlichtverstärkers der Datenbrille seltsam abstrakt und surrealistisch. »Lässt du dich von einem Schäferhund ficken, ist es illegal. Lässt du hingegen einen Werwolf ran, hast du den besten Sex dei-

nes Lebens! Wenn er sich verwandelt und du seine Kraft spürst ...«

Jane stößt einen empörten Ruf aus, enthält sich aber eines weiteren Kommentars. Zumal sie sieht, dass unsere Falle zuschnappt.

Ximena kommt von rechts, ich von links. Vor uns befindet sich das Reservoir, der größte Süßwasserspeicher des Parks.

Entweder, der Werwolf, den wir an diesem Abend jagen, springt in den See und schwimmt im Mondenschein davon, oder er ergibt sich endlich und wir können die Jagd beenden.

Eine Jagd, die drei Tage zuvor begann, als uns das NYPD eine Akte mit vier Morden schickte, die allesamt einige Gemeinsamkeiten aufwiesen.

Die Leichen waren weiblich.

Die Leichen waren nackt.

Die Leichen sahen aus, als habe sich ein Raubtier an ihnen ausgetobt.

Die Leichen hatten vor ihrem unzeitigen Ableben Sex mit einem Mann gehabt, wie frische Spermaspuren bewiesen.

Das Sperma stammte nicht von einem Menschen oder einer bekannten Tierart, war jedoch in der Vergangenheit immer mal wieder bei ähnlichen Morden weltweit gefunden worden; wenn auch mit kleinen Unterschieden.

Zeugen hatten in allen vier Fällen einen Wolf auf zwei Beinen fliehen sehen.

Okay, welche Anhaltspunkte braucht man noch, um zwei und zwei zusammenzuzählen?

Drei Tage brachten Ximena, Jane und ich damit dazu, die uns – also Paraforce – bekannten Werwolfrudel in New York City zu befragen. Doch keiner wusste etwas oder wollte etwas wissen.

Erst, als wir nach New Jersey fuhren und mit einem dortigen Rudelführer sprachen, erhielten wir einen Tipp: Antonio Serano aus Brooklyn, Mitglied des Raw Meat-Rudels, galt als Psychopath unter den Werwölfen. Drei Rudel hatten ihn rausgeworfen, ehe er beim Raw Meat eine neue Heimat fand.

Und dort wütete er nun.

Wir besuchten Serano in seiner Wohnung in Brooklyn, er sah unseren Ausweis – und seitdem jagen wir ihn. Erst mit dem Wagen, jetzt zu Fuß durch den Park.

Aber damit ist nun Schluss!

Serano, der seinen Fehler bemerkt, wendet sich um und will entkommen, doch Ximena und ich ziehen die Schlinge zu.

Plötzlich steht er vor uns. Schweiß tropft aus seinem dichten, schwarzen Haar, sein Atem geht stoßweise. Das Hemd klebt an seinem Körper, darunter zeichnen sich Muskeln ab. Ich kann verstehen, warum ihm die Frauen reihenweise die Tür öffneten. Das, was ich sehe, gefällt mir!

Was mich aber nicht daran hindert, meine Dienstwaffe auf seinen Kopf zu richten.

»Antonio Serano, ich verhafte Sie wegen vierfachen Mordes. Alles, was Sie von nun an sagen ...«, beginnt Ximena, doch Serano unterbricht mit einem Lachen, das Herzen schmelzen lässt.

»Spar dir die Scheiße! Wir beide wissen, dass ihr keine verwertbaren Beweise gegen mich vorlegen könnt. Wie soll das außerdem gehen? Ein Werwolf in Rikers?«

»Wieso sind Sie geflohen, wenn Sie sich so sicher sind?«, versucht es Ximena mit einem Bluff.

Wieder lacht Serano. »Weil ich nicht dachte, dass ihr mich *verhaften* wollt!«

»Er hat recht!«, lasse ich Ximena wissen. »Das wird nichts! Kein Richter wird ihn aufgrund der Beweise einsperren.«

»Ich glaube schon«, widerspricht meine Partnerin. »Die DNA dürfte genügen!«

»Und dann sperrt ihr mich ein? In ein Gefängnis mit 1.000 Häftlingen auf engstem Raum?« Ein breites Grinsen huscht über sein kantiges, männliches Gesicht. »Ihr nennt das Haft. Ich nenne es Büffet!«

»Seine Argumente sind überzeugend«, lasse ich Ximena wissen. »Komm, wir vergessen das mit der Verhaftung einfach!«

Sie starrt mich verblüfft an, während er mir ein Lächeln schenkt, das mein Herz erwärmt. Dann aber blickt er zu meiner Partnerin. »Deine Kollegin hat völlig recht, weißt du?«

»Ich will dir nicht den Abend verderben, Ximena«, schaltet sich Jane ein, »aber ihn hinter Gitter zu bringen, würde die anderen Gefangenen massiv gefährden!«

Ich erwidere das Lächeln des Mannes. »Ein echtes Dilemma. Wir müssen die Verhaftung abblasen. Auch, wenn ich den Bastard lieber einsperren würde.«

Echtes Bedauern schwingt in meiner Stimme mit.

»Na gut. Und ... was machen wir?«

Ich blinzele Serano zu, dessen Lächeln breiter, anziehender wird. Er weiß, dass ich auf ihn stehe. »Nun, ich schlage vor, wir tun ... das!«

Damit drücke ich ab.

Der Schuss hallt durch den Park, Seranos Schädel fliegt auseinander und sein Hirn spritzt gegen einen Baum. Er selbst kippt um, Blut umspielt die Leiche.

Auf den Knall herrscht entsetztes Schweigen; sowohl Ximena als auch Jane sagen kein Wort. Dann hören wir ein

saftiges *Flutsch*, als ein großer Batzen Hirn von der Rinde auf einen Stein darunter fällt.

»Bist du völlig irre?«, fragt Ximena. »Du hast ihn erschossen!«

Ohne ihr eine Antwort zu geben, wende ich mich ab und stelle mittels Haiku 8 und der Datenbrille eine Verbindung zu Singh her. »Doc, sind Ihre Leute bereit?«

»Sie warten nur auf Ihr Kommando!«

»Können kommen!«

Kaum lege ich auf, reden Jane und Ximena gleichzeitig auf mich ein. Wieso ich so kaltblütig gehandelt habe, wer mir die Erlaubnis zum Abschuss gegeben habe, ob ich meine Fälle in New Orleans immer auf diese Weise geregelt habe, was nur los sei mit mir.

Eine Antwort erhalten sie nicht. *Himmel, ich will ein anderes Team!*

Auf einer Bank warte ich, bis Singhs Leute da sind. Zwar redet Ximena noch eine Weile auf mich ein, aber ich höre den Sermon nicht mehr. Hörbücher können etwas Wunderbares sein, muss man sich die Zeit vertreiben und keifende Kolleginnen aus dem Bewusstsein ausblenden!

II

Es ist zwei Uhr nachts. Dennoch gönnt mir Paraforce keinen Schlaf, denn Ximena und Jane meinten, sich bei unserem Boss beschweren zu müssen.

Nicht zum ersten Mal!

Wahrlich nicht zum ersten Mal!

Und alle Beschwerden wurden letztlich abgeschmettert.

Das ist so nervend!

Ich wiederhole mich – ich will ein anderes Team!

So kommt es also, dass ich nun in Baptistes Büro sitze,

mein Haar strähnig herab hängt, ich nach getrocknetem Schweiß rieche und mir nichts sehnlicher wünsche, als ein heißes Bad und sechs Stunden Schlaf.

Mindestens sechs Stunden Schlaf; acht wären besser. Aber ich bin ja bescheiden ...

Neben mir sitzen Ximena und Jane, uns gegenüber Baptiste. Er ist übermüdet, verärgert und ungeduldig. Dabei wollte er die Sache nur abschließend bearbeiten, um ein ruhiges Wochenende genießen zu können. Meinetwegen hätte der Mist auch bis Montag warten können.

Oder übernächste Woche.

Oder bis zum Sankt Nimmerleinstag!

Wahrscheinlich feuert er mich!

»Also, Agent Burgees, was in aller Welt ist da draußen passiert?«, will er schließlich wissen.

»Ich habe einen mehrfachen Killer unschädlich gemacht. Fall abgeschlossen – können wir nun nach Hause gehen?«

»Sie haben einen Menschen kaltblütig exekutiert!«, sagt Baptiste mühsam beherrscht. »Was haben Sie sich dabei gedacht?«

»Er war ein Werwolf, Sir!«

»Das weiß ich!«, brüllt er mich an. »Aber wir sind nicht die Spanische Inquisition! Wir töten nicht einfach Werwölfe, Vampire oder Hexen!«

Ohne auf seinen Ausbruch zu reagieren, erwidere ich seinen Blick. »Er war ein Werwolf, er war ein mehrfacher Mörder und es steht außer Frage, dass er wieder getötet hätte. Schon die Untersuchungshaft wäre ein enormes Risiko für das Personal in Rikers und die anderen Insassen dort gewesen!«

Baptiste schluckt, schaut sich die Bilder von Seranos Opfern an und schweigt.

»Lykanthropie wird vor Gericht nicht anerkannt, die

Morde waren ihm höchstens durch die DNA nachzuweisen. Aber selbst das ist fraglich. Doch selbst wenn es zu einer Verurteilung gekommen wäre, was dann? Wieder in ein Gefängnis, nun als Kandidat für die Giftspritze? Er wäre geflohen und hätte dabei ein Blutbad angerichtet, wie es New York noch nicht gesehen hat!«

»Also haben Sie geschossen!«, sagt Baptiste sehr viel ruhiger.

»Also habe ich geschossen – um zu verhindern, dass Serano weitere Leben auslöscht. Solange wir keine Möglichkeit haben, solche zu Mördern mutierte Kreaturen sicher zu inhaftieren, gibt es aus meiner Sicht keinen anderen Weg, um die Menschen vor ihnen zu schützen!«

»Agent Cortez?«, fragt Baptiste. »Was wäre Ihre Lösung gewesen?«

Meine Kollegin blickt erst mich, dann ihren Boss an. Unbehagen steht in ihrem Blick geschrieben. »Ich ... habe keine, Sir!«

»Und Sie?«, fragt er Jane Malorny.

»Akut habe auch ich keine Lösung. Aber wir sollten so rasch als möglich *Projekt Bleikammern* in Angriff nehmen!«

Baptiste nickt, schaut zu mir ... und lächelt. »Entschuldigen Sie meinen Ausbruch, Agent Burgees. Sie haben richtig gehandelt; gute Arbeit!«

Doch nicht gefeuert. Sachen gibt's ... »Danke Sir! Darf ich eine Bitte äußern?«

»Natürlich. Was kann ich zu dieser frühe Stunde für Sie tun?«

»Ich wuchs als Nekromantin auf, war einige Jahre beim NOPD, brachte es dort recht weit und war als Detektivin erfolgreich. Ich hätte gerne ein eigenes Team, Sir. Agent Cortez mag länger bei Paraforce sein, doch sie ist nicht so lange in diesem Metier unterwegs wie ich! Unter ihrer Füh-

rung fühle ich mich nicht wohl. Erstens benötige ich keine Führung, denn ich weiß, was ich tue. Zweitens widerstreben meinen Kollegen meine Methoden. Ein Team sollte funktionieren, und das ist bei uns nicht der Fall!«

Baptiste ruft meine Daten auf. »Wir hatten eine Probezeit von vier Wochen vereinbart. Davon sind drei Wochen um; Sie hatten vier Fälle, alle abgeschlossen, alle mit Beschwerden, alle abgelehnt!« Er nickt, aber die Geste gilt eher seinen Gedanken. »Wissen Sie, warum es zwischen Ihnen, Agent Cortez und Chief Operator Malorny nicht funktioniert?«

»Natürlich, Sir. Ich bin *nicht* Laura Stewart. Jagen wir nicht gerade einen Werwolf oder starren auf die Flow Charts von Ex Science Lux, darf ich mir die Heldengesänge auf meine Vorgängerin anhören. Ich bin keine Vampirin, ich bin nicht sehr gesellig, ich komme nicht aus England, ich bin nicht mit meinen Kolleginnen befreundet und vor allem gehe ich die Fälle gänzlich anders an.«

Ich lege eine Pause ein. »Jeder, der nicht Laura Stewart ist, wird in diesem Team scheitern! Mein Vorschlag wäre, Agent Cortez die vakante Stelle des Commanders anzubieten und das Team ohne eine dritte Person agieren zu lassen. Geben Sie mir einen Operator, und gut ist's!«

Baptist liest meine Daten aufmerksam. »Unterschreiben Sie einen unbefristeten Vertrag?«

»Wenn Sie ihn mir anbieten ...«, erwidere ich überrascht. *Nicht nur nicht gefeuert, sondern fest angestellt. Muss meine Glücksnacht sein!*

Das Angebot kommt nicht ungelegen. Laut meinen Informationen ist New Orleans noch immer ein heißes Pflaster. Zu heiß, um zurückzukehren – und dies wird sich nicht so schnell ändern, denn dieses Mal habe ich eine Grenze überschritten. Wäre es anders, hätte ich New Orleans nicht bei

Nacht und Nebel verlassen müssen. Es steckt eben kein Segen darin, den obersten Voodoo-Priester der Stadt zu töten. Vor allem aber ist es nicht klug, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen und damit der gesamten Magic Community zu beweisen, welche Macht in einem schlummert.

Zwar ahnten es viele, schließlich bin ich eine legitime Nachfahrin von Marie Laveau, einer der wichtigsten und vielleicht mächtigsten Voodoo-Priesterinnen des 19. Jahrhunderts. Den Beweis erbracht zu sehen, ist jedoch etwas anderes. Obwohl es notwendig war, rechtlich und moralisch gesehen! Dennoch – viele sympathisierten mit Papa Nola und seinen Zielen. Es ist nicht gut, unsere Magie wissenschaftlich ergründen zu wollen; also musste er es unterbinden.

Dies rechtfertigt jedoch meiner Meinung nach nicht, einen Mann zu zombiefizieren und ihn anschließend auf seine eigene Familie zu hetzen, damit er diese brutal abschlachtet.

Eigentlich hätte sich Papa Nola denken müssen, dass mir das nicht gefällt; schließlich bin ich ein Ex-Cop und eine Privatdetektivin, die hin und wieder für die Polizei arbeitet.

Oder anders gesagt – ich war eine Privatdetektivin, denn das wird sich in New York ändern¹.

»Sie haben recht mit dem, was Sie sagen. Sie waren eine hervorragende Polizistin, als Detektivin hörte man nur Gutes von Ihnen. Auch wenn Sie eigenwillig sind und Ihre ganz eigenen Methoden haben. Das Ergebnis stimmt!«

Er drückt den Vertrag aus. »Seit Commander Stewarts Fortgang habe ich nach einem Ersatz gesucht, und ich glaube, Sie sind genau die Person, die ich im Kopf hatte,

1 Siehe »Im Zwielficht« – enthalten in Dark Crime II.

aber bisher nicht fand.«

Er schiebt mir den Vertrag zu. »Ein anderes Team kann ich Ihnen jedoch nicht geben. Der Chief Operator arbeitet stets mit dem Commander des HQ zusammen!«

Im ersten Moment verstehe ich nicht, was er meint. Dann aber fällt mein Blick auf den Vertrag und dort auf das Feld Rang. Da steht in Sperrschrift:

C O M M A N D E R

Verblüfft mustere ich ihn.

»Es stimmt – Agent Cortez fehlt es an Erfahrung. Sie ist eine gute Agentin, aber sie benötigt Zeit, um Theorie und Praxis zu verbinden. Das zeigte der Vorfall heute Abend. Sie handelten, weil Sie wussten, dass es keine Alternative gab. Wäre es Agent Cortez klar gewesen, hätte es keine Beschwerde gegeben! Sie waren zudem beim NOPD bereits mit Führungsaufgaben betraut; das alles wird für Sie kein Neuland sein!«

Er blickt zu Ximena. »Ich vertraue darauf, dass es in diesem Team zu keinen weiteren Problemen kommt. Sie sind ein wertvolles Mitglied von Paraforce, aber noch keine Führungspersönlichkeit! Lernen Sie, machen Sie weiter mit Ihren hervorragenden Leistungen und Ihre Chance wird kommen. Aber bis dahin sind Sie die Partnerin der operativen Nummer Zwei.«

Sie nickt und verkneift sich jeden Kommentar.

»Und Sie«, spricht er nun Jane an, »sind Chief Operator. Sie wurden aufgrund Ihres Könnens und Ihres Wissens befördert. Lösen Sie sich emotional von der Zusammenarbeit mit Laura. Sie hätten sich niemals dieser Beschwerde angeschlossen, hätte Laura heute Nacht geschossen. Und wir beide wissen, dass sie es getan hätte!«

»Ja, Sir.« Sie schaut zu mir. »Es würde helfen, wäre Agent ... Commander ... Burgees nicht derart abweisend.«

»Verstanden!«, nicke ich in ihre Richtung.

»Gut! Dann sollten wir nach Hause gehen und etwas Schlaf finden. Zum Glück ist morgen Samstag, das Wochenende beginnt«, schlägt Baptiste vor.

Er reicht mir einen Stift, damit ich unterschreibe. »Sie wohnen weiterhin im Personalgebäude?«

»Ich habe bereits nach einer anderen Bleibe Ausschau gehalten. Am Montag kann ich Ihnen Näheres mitteilen!«

Damit sind wir entlassen.

Wir schweigen, bis wir im Aufzug sind. Dort seufzt Ximena und reicht mir die Hand. »Du hast recht – wir trauern noch immer Laura hinterher. Aber sie ist weg und du bist endgültig da. Auf gute Zusammenarbeit!«

Ich ergreife die Hand. »Auf gute Zusammenarbeit!« Anschließend schaue ich zu Jane. Ich soll nicht so abweisend sein! Bin ich doch gar nicht, meine Freunde mögen mich! Nun ja, meine Freunde ... in New Orleans ... »Wenn ihr morgen noch nichts vorhabt, würde ich euch zur Feier des Tages gerne einladen. Es gibt ein gutes Restaurant auf der Fifth ...«

Beide sagen sofort zu.



Kapitel 1

Der Tag danach

I

New York City

Nahezu jede größere Stadt hat ein Twilight!

Wie ich bereits im Zuge meines ersten Falles schrieb, bei dem Paraforce involviert war: Das Twilight ist eine Zone, die kein Uneingeweihter jemals finden wird. Keiner der Touristen sieht die Straßen, die dort existieren, und kaum ein Besucher findet die Adresse eines Bewohners. Post erreicht einen dort in den Schatten nicht, es gibt keinen Telefonanschluss und kein Kabelfernsehen.

Ein Viertel im Viertel, nur jenen zugänglich, die wissen.

Die sehen, was dem Gros verborgen bleibt.

Die mit Vampiren sprechen können, sich Werwölfen hingeben und die Kochsalz in die Wasserkästen ihrer Toilette kippen, um Ghouls fernzuhalten.

Es ist eine andere Welt, und sie liegt doch mitten in der unsrigen. Nur selten kollidieren die verschiedenen Ebenen. Etwa, wenn ein Illusionist versucht, Frauen mit seinem Zauber gefügig zu machen oder Banken auszurauben.

Meine Wohnung in New Orleans liegt in den Schatten und auch hier, in New York, soll dies nicht anders sein.

Schon eine Woche nach meiner Ankunft traf ich einen Vampir in einer einschlägigen Bar. Nachdem er mir in einem lauschigen Hinterzimmer ein wenig Blut und andere Körperflüssigkeiten hatte abzapfen dürfen, fragte ich ihn nach dem New Yorker Twilight und erfuhr, dass die Shadow Street von der Fifth abbiegt und mitten hineinführt.

Tags darauf stattete ich dem Zwielight einen Besuch ab, schaute mich um und fühlte mich sofort heimisch.

Nun, da ich den Dienstvertrag unterzeichnet habe, kann ich mich häuslich einrichten. War ich bisher nur ein Gast mit Job in dieser Stadt, werde ich nun sesshaft.

»Und, was sagen Sie?«, fragt die Haushälterin mit keifender Stimme. Dabei blickt sie mich aus tief liegenden Augen an.

Die Wohnung selbst entspricht meinem Geschmack – zwei Zimmer, Küche und Bad. Die Wäsche wird von der Haushälterin gewaschen, auf Wunsch erhalte ich Frühstück und Abendessen.

Der Vorteil, wenn man sich einen typisch viktorianischen Haushalt anschaut! »Ich nehme die Wohnung!«

»Fein, fein!« Die Haushälterin blickt mich scharf an. »Keine Toten und keine Blut-, Brand- oder Wasserofer in der Wohnung! Dafür gibt es den gefliesten Kellerraum!«

Ich nicke, unterzeichne den Vertrag und sehe, dass sie im Auftrag eines gewissen J. Watson handelt – mein Vermieter.

Die Haushälterin selbst heißt Miss Mary Sinclair – und dies seit 278 Jahren, denn sie ist eine Hexe; wenn auch keine sehr gute, wie man im Zwielight munkelt.

Sie gibt mir die Schlüssel, wünscht mir viel Glück und geht davon.

Einen Augenblick verweile ich noch, verlasse dann aber die Wohnung und kurz darauf das Twilight. Wagen müs-

sen ebenfalls draußen bleiben; zum Glück gibt es eine zum Viertel gehörende Stellfläche, die nur wir Eingeweihten sehen. Im Kofferraum lagert bereits all das, was ich mit nach New York nahm oder hier erwarb. Der Umzug ist also schnell erledigt.

»Pst!«, flüstert mich ein schlaksiger Typ an, der an einer Häuserecke außerhalb des Viertels lehnt und mir zuzwinkert. »Ich biete eine Dienstleistung, auf die du nicht verzichten willst!«

Mein Blick gleitet an ihm herab.

Lederklamotten, die in den Siebzigern modern waren, Dreitagebart, hageres Gesicht und schütteres Haar.

Er ist mager, das Hemd unter der offenen Jacke liegt eng an und zeichnet die Knochen nach. Offenbar lastet ein Fluch auf ihm.

»Was für eine Dienstleistung?«, frage ich freundlich.

»Auftragsdienst!« Damit reicht er mir eine Uhr, auf dessen Blatt ein grinsender Totenkopf zu sehen ist. Außerdem erhalte ich eine Visitenkarte. »Du gibst jenen, die dich da drinnen erreichen sollen, diese Nummer. Ich nehme den Anruf entgegen und richte dir über Smiling Jack aus, was auszurichten ist. Du kannst mir auch eine Nachricht schicken und ich erledige deine Telefonate. Außerdem checke ich deine Post.«

»Das machst alles du allein?«

Er grinst. »Nein, ich habe Helfer, die für mich arbeiten. Also?«

»Wie viel?« Ich betrachte den Totenkopf. Seine rot leuchtenden Augen funkeln mich ironisch an, seine Lippen sind leicht abschätzig verzogen. Dann aber erkennt er die Nekromantin in mir und bemüht sich, die Schärfe aus dem Blick zu nehmen.

»250 im Monat als Sorglos-Paket. Keine Aufschläge, kein

Nein.«

»Deal!«

Ich weiß, dass ich ständig erreichbar sein muss; das bringt der Job mit sich. Der Magere bietet den perfekten Service.

»Dann zieh mich an, Süße. Ab sofort gehören wir zusammen!« Der Totenkopf auf der Uhr klingt ironisch.

Ich komme der Aufforderung nach, hole 250 Dollar aus dem Portemonnaie und drücke sie dem Hageren in die Hand. Bargeld ist im Twilight eine der beiden anerkannten Zahlungsmittel. Das andere ist eine Kreditkarte der Finster-Bank. Sie funktioniert auf magische Weise; Transaktionen kommen ohne Geräte und Pins aus; nichts davon würde im Zwielflicht funktionieren.

Das wird lustig!

II

»So, Schnecke – du bist also eine Nekromantin?«, fragt der Totenkopf, als wir meinen Wagen erreicht haben. »Ich erschauere bis in die Haarspitzen vor Ehrfurcht!«

»Du hast keine Haare!«, lasse ich ihn wissen.

»Genau, Pussy. Ganz genau!« Er lacht meckernd.

Ich schaue ihn an. »Du nennst mich CéNa, und sonst nichts. Haben wir uns verstanden?«

»Und wenn nicht?«, fragt er herausfordernd und grinst. »Was willst du tun, Schnecke?«

»Ich finde raus, wer du zu Lebzeiten warst und verwandele dein untotes Leben in eine Hölle aus Angst und Schmerz!«

»So gut bist du nicht, Pussy!«

»Ich bin eine Nachfahrin von Marie Laveau. Willst du ausprobieren, wie gut ich bin?«

»Nein!«, ruft der Totenkopf. »In Ordnung, ich bin ganz der deine, CéNa!«

»Fein. Und jetzt verrate mir deinen Namen. Du heißt sicherlich nicht Jack. Wenn wir schon gemeinsam unterwegs sind, möchte ich dich gerne bei deinem richtigen Namen nennen.«

»Das ist sehr nett«, gibt er verlegen zu. »Ich heiße Robert, aber du kannst mich Rob nennen. Einst fuhr ich als Bloody Robert zur See. Ich war einer der wenigen freischaffenden Piraten. Und ich war der beste am Ruder, bei jedem Sturm!«

»Wie bist du gestorben?«

Rob lacht. »Ich nahm mir die falsche Hure. Sie wusste, dass ich eine sehr wertvolle Kette dabei hatte. Also schnitt sie mir während des Ficks die Kehle durch!«

»Das macht dich nicht zu einem untoten Geist, der anderen dienen muss!«

»Eine Hexe verfluchte die ganze Crew, als wir sie und alle anderen auf einer kleinen Insel ausplünderten. Zu Lebzeiten merkten wir nichts davon. Aber kaum kreperte ich im Bett dieser elenden Schlampe, sah ich die Hexe vor mir. Tja, du weißt ja, wie das ist.«

»Und was ist mit ...« Ich hole die Visitenkarte meines Auftragsdienstes hervor und lese den Namen ab, »... Handy Andy?«

Bloody Rob kichert boshaft. »Schwängerte die Tochter einer Mambo und machte sich aus dem Staub, statt das Mädchen zu heiraten. Aus dem Twilight traf ihn ihr Fluch – dünn und niemals satt, Erlösung nur durch Liebe und Hilfe, ein unsterbliches Leben lang!«

»Tja, schön blöd! Er hätte wissen müssen, dass man nicht die Familie einer Mambo entehrt.« Ich schaue den Totenkopf an. »Eine Frage noch – wie kamt ihr zusammen, Han-

dy Andy und du?«

»Mein Geist trieb in einer Karaffe bei Madame Borella, die nun Herrin des Fluchs über mich ist. Beide wurden sich einig, ich wurde auf zehn Uhren verteilt und darf nun zehn verschiedenen Leuten gleichzeitig Auskunft geben. Was für ein Scheiß!«

Würde mich auch ankotzen!



Kapitel 2

Dienstantritt

I

New York City

Es ist Montag, das Wochenende liegt hinter mir und der Dienst beginnt.

Samstags waren wir aus – erst in besagtem Restaurant, dann führte ich Ximena und Jane ins Zwielicht, um ihnen meine Wohnung zu zeigen und sie anschließend in einem Pub abzufüllen.

Spät in der Nacht brachte ich zwei bestens gelaunte, laut singende Frauen nach Hause.

Den Sonntag verbrachte ich damit, mich mit meiner neuen Aufgabe vertraut zu machen. Mit einem Dienst-Notebook setzte ich mich in ein Restaurant außerhalb des Zwielichts, brunchte mehrere Stunden lang und griff auf die inzwischen freigegebenen Daten zu. War ich drei Wochen lang nur Gast im Paraforce-Netzwerk gewesen, so stand mir nun all das zur Verfügung, was der Commander sehen darf.

Also nahezu alles, vor allem aber die Notizen und Anmerkungen meiner Vorgängerin!

Abends traf ich einen noch jungen Magier, der mir nach

ein paar Drinks seinen Zauberstab präsentieren durfte. Casimir Witfield, so sein Name, erinnerte mich ein wenig an jenes zugelaufene Schoßhündchen, welches ich als Kind besaß. Große Augen, freundliches Wesen, schlabbrige Zunge. Als er sich spät in der Nacht verabschiedete, kam mir kurz der Gedanke, ihn zu behalten.

Andererseits ist er jünger als ich und ein Magier. So etwas kann zu Komplikationen führen, denn im weitesten Feld zähle ich auch zu den Magiern. Meist will ein Partner irgendwann wissen, wer den Größeren hat; das ist bei Männern eben so. Und wehe, er zieht den Kürzeren!

Magie-Output meine ich natürlich, denn mit dem anderen, bei dem sie den Größten haben wollen, kann ich als Frau nicht mitsprechen!

Nun ist es kurz nach neun, zwei Tassen starken Kaffees haben die Lebensgeister geweckt, und Baptiste konnte sich bereits über einen alten Cognac als Geschenk zum Einstand freuen.

Am liebsten würde ich mich eine halbe Stunde schweigend mit unserem Watch-Log befassen; jener Datenbank, die seltsame oder bizarre Polizeimeldungen aus aller Welt aktuell sammelt, aufbereitet und klassifiziert, doch die Tür unseres Büros wird geöffnet und ein dürrer Brite mit spitzer Nase und ironisch verzogenen Lippen betritt den Raum.

Fast augenblicklich verschwinden Ximena und Jane hinter ihren großen Monitoren.

»So, unser Zuwachs – Commander Céline-Natalie Burgées aus New Orleans!«, stellt er fest, und seine Stimme klingt so, wie er aussieht; herausfordernd, arrogant und nichts Gutes erwartend.

Das muss wohl Blackstone der Dritte sein! Bisher traf ich ihn noch nicht, denn er war in diplomatischer Mission in

Indien nahe Punjab unterwegs. Jane und Ximena meinten, das sei ein Glück – und verliehen ihrer Hoffnung Ausdruck, dass sich ein Tiger seines dürren Arschs annehmen möge.

»Ah, Sir Blackstone!«, rufe ich zu seinem Erstaunen und reiche ihm das Einstandsgeschenk – eine Kiste mit den von ihm bevorzugten Zigarren. »Ich hoffe, Ihre Mission in Indien war von Erfolg gekrönt?«

Während ich dies sage, befeißige ich mich jener etwas süßlichen, melodischen Sprechweise, die gebildeten, gut situierten Südstaatlern zu eigen ist, die man im Norden hasst und die ich mir abzugewöhnen versuchte, seit ich begriff, dass man sie auch im Zwielficht und bei den weniger gut gestellten Südstaatlern, dem White Trash, nicht schätzt. Inzwischen kann ich sie je nach Situation ein- und ausschalten.

Blackstone springt darauf an wie der Guppy auf den Wurm! »Die Gespräche verliefen befriedigend, vielen Dank!« Seinem Blick zufolge weiß er meine Freundlichkeit nicht richtig einzuschätzen. Offenbar hat er vergessen, dass wir vor einigen Jahren schon einmal miteinander zu tun hatten – wenn auch indirekt.

»Die Sikhs können ein wenig eigen sein, wie ich aus Begegnungen mit ihnen weiß«, nehme ich das Gespräch wieder auf. »In New Orleans arbeitete ich eine Weile als Liaison-Offizier und kam mit den verschiedensten Gruppen in Kontakt. Aber da Sie als einer der besten Diplomaten der Welt gelten, hatten Sie sicherlich deutlich weniger Schwierigkeiten als der junge Lieutenant, der ich damals war!«

Ximena und Jane tauchen hinter ihren Monitoren auf und starren mich verblüfft an.

»Oh, aber nein!«, tut Blackstone bescheiden. »Wer käme auf die Idee, mir solch eine Ehre anzutun?«

»Mister Waters, ein Mitarbeiter des Außenministeriums. Sie erinnern sich an den Fall des Doppelmordes vor acht Jahren? Ein Brite stand unter dringendem Tatverdacht, ich wurde als Liaison-Offizier² hinzugezogen und sprach im Verlauf der Ermittlungen mit Waters. Sie führten damals für die britische Seite die Gespräche.«

»Aber ja!« Blackstone ist entzückt. »Der arme Teufel war unschuldig, nicht wahr? Ich erinnere mich, dass sich der Fall auflöste, als ... Hatten Sie nicht seinerzeit den wahren Täter gestellt?«

Ich nicke.

»Welch ein Glück für Paraforce, dass wir gerade Sie gewinnen konnten!« Er schüttelt mir die Hand. »Willkommen im Team!«

»Vielen Dank, Sir Blackstone. Ich wäre froh, dürfte ich bei einem internationalen Fall von Ihrem Wissen profitieren!«

»Meine Tür steht Ihnen jederzeit offen!«

Damit geht er ab. Auf dem Flur trifft er Baptiste und wir hören durch die nur angelehnte Tür, dass er dem Chef zu seiner Weitsicht gratuliert, gerade mich engagiert zu haben!

»Dieser Mann«, sagt Ximena, »ist ein Arschloch! Warum kriechst du ihm in den Arsch? Du bist doch Baptiste nicht in dem Hintern gekrochen!«

Ich blicke meine Partnerin an. »Baptiste ist ein vernünftiger, Argumenten gegenüber aufgeschlossener Mann. Ein

2 In manchen Bundesstaaten der USA ein Polizei-Offizier, der bei Verbrechen oder Vergehen hinzugezogen wird, in die Ausländer als Täter oder Opfer verwickelt sind. Er spricht mehrere Sprachen und kennt sich mit den Besonderheiten verschiedenster Kulturkreise aus.

Pragmatiker, der viel gesehen und getan hat. Blackstone ist völlig anders.«

Grinsend lümmele ich mich auf meinen Büro-Stuhl. »Ich kenne die dienstlichen Tagebücher sowie die Personal-Notizen, die meine Vorgängerin führte; ich konnte bereits Sonntag auf ihr Verzeichnis zugreifen und nutzte die Daten als unterhaltsame Lektüre während des Brunchs. Es ist sinnlos, sich mit Blackstone anzulegen; es kostet Zeit, Nerven und am Ende verliert man.«

»Also kriechst du ihm in den Hintern?«, fragt Jane.

»Yepp. Und ich schenke ihm eine Kiste mit einem Fluch beladener Zigarren. Jede löst eine andere Komplikation aus, wie ich hörte! Durchfall, Schnupfen ...«

Die beiden brechen in lautes Gelächter aus, das aber rasch endet, als Chuck Smith, der Hausmeister, klopft, mir einen neuen Chfessessel bringt – dies auf Geheiß von Blackstone, wie sich zeigt – und um ein Schild mit meinem Rang und Namen an der Tür zu befestigen.

Auch er bekommt ein Geschenk und mustert erstaunt den Umschlag.

»Hausmeister sind die Seele eines Büros«, lasse ich ihn wissen. »Was würden wir nur tun, würde sich niemand um die Elektrik, Computer, Toiletten und Lampen kümmern? Zu meinem Einstand!«

Er öffnet den Umschlag, schaut hinein und grinst breit. Dann macht er sich nach einem dankbaren Nicken an die Arbeit.

»Was hat er bekommen?«, fragt Ximena, nachdem Chuck wieder weg ist.

»Ein Jahresabonnement Babes, Boobs & Bikes. Laura deutete in den Notizen an, solche Magazine seien sein Pläsier!«

»Mit Fluch?«, erkundigt sich Jane grinsend.

Wieder lachen wir.

II

»Was wissen Sie über Found Footage-Filme?«, will Baptiste von uns wissen, als wir uns nach dem von Singh verteilten Mittagessen im kleinen Konferenzraum treffen.

Schon seit einiger Zeit ist es Usus, dass der Chef-Wissenschaftler das Frühstück oder Mittagessen mitbringt. Bezahlt werden die Köstlichkeiten aus einem Fond, in den jeder einzahlt.

Während meiner Probezeit hatte ich mich nicht daran beteiligt, nun aber gehöre auch ich zum Kreis jener, die nahezu täglich indisch essen.

Zubereitet wird das Essen jedoch nicht in den Laboren von Paraforce, auch wenn manche Gerichte so aussehen mögen. Viel eher ist es so, dass Singhs Frau ein Deli betreibt und mit Paraforce einen Stammkunden gewinnen konnte.

Zurück zu Baptistes Frage ...

»Mir fallen spontan drei Filme dieses Genres ein, die man als gut bezeichnen kann – der Rest ist es nicht. Mit dem Blair Witch Projekt begann es, und dieser Streifen definierte wohl das Genre. Dann fallen mir noch Paranormal Activity sowie der spanische Film Rec ein. Dazwischen gibt es gefühlt eine Million Remakes.«

Nicht ich gab diese Antwort, sondern Ximena. Zwar gehe ich hin und wieder ins Kino, doch da man in der Twilight keine Glotze gucken kann, ist mein Wissen in Sachen Film und Fernsehen doch recht beschränkt.

Immerhin ist mir der Titel Blair Witch Projekt ein Begriff, denn ich war einige Zeit mit einem Typen liiert, der sich jeden Horror-Streifen antat, der in kleinen oder großen Kinolief.

Ihm zuliebe begleitete ich ihn zur Suche nach der Hexe

von Blair, verführte ihn jedoch im Kino und verpasste so das Ende des Films, nicht aber unser gemeinsames Happy End in der letzten Sitzreihe.

Kurz darauf verließ er mich für eine Videotheken-Besitzerin, die seine Leidenschaft für Horror teilte.

»Sie sind eine Expertin in Sachen Found Footage?«, fragt Baptiste, während er Ximena einen überraschten Blick schenkt. »Wer hätte das gedacht!«

»Nun ja, Sir, ich war bei einem SWAT. Solche Filme halfen mir, den Dienst zu vergessen.«

Baptiste schiebt uns eine DVD zu. »Dieser Film ging uns zu. Ein anonymes Schreiben besagt, dass die Szenen weder gestellt noch nachbearbeitet wurden.«

»Das Begleitschreiben wird analysiert?«, will ich wissen.

»Singh nahm es unter die Lupe, fand jedoch keinen Hinweis darauf, wer es versandt hatte. Keine Fingerabdrücke, gedruckt auf einem Tintenstrahler, der x-fach verkauft wurde. Die Briefmarke auf dem Umschlag war selbstklebend, sodass wir nicht einmal eine DNA des Absenders haben. Aufgegeben wurde der Brief in Los Angeles, nicht aber in einem Postamt. Er wurde in einen Briefkasten geworfen und in einer Sammelstelle bearbeitet.«

»Was wir alles eruieren können«, sagt Ximena leise. Es klingt bewundernd.

Jane nickt, während sie nach dem Film greift. »Am besten schauen wir uns den Film im kleinen Konferenzraum an. Ich bereite den Beamer vor, ihr besorgt das Popcorn.«

»Viel Spaß!«, wünscht uns Baptiste. »Aber Vorsicht – einige Szenen sind extrem hart!«

Damit sind wir entlassen.



Kapitel 3

Die Suche nach dem Dämon vom Gray Forrest Eine Nacherzählung

I

New York City

Die folgende Nacherzählung basiert auf dem Gesehenen sowie meinen Eindrücken dessen, was gezeigt wurde. Gefühle und Gedanken wurden von mir anhand von Handlungen sowie verbaler und non-verbaler Kommunikation interpretiert und müssen nicht den Tatsachen entsprechen. Als Arbeitshypothese werden besagte Interpretationen jedoch als wahr angenommen! Dies ist wichtig, um die Motivationen sowie das Beziehungsgeflecht der handelnden Personen zu verstehen. Nur so ist eine abschließende Bewertung des Films möglich!

Sollte sich aus dem Gesehenen ein Fall entwickeln, lassen sich die von mir vorgenommenen Interpretationen möglicherweise überprüfen.

(Anmerkung C-N B)

II

»Pass auf dich auf, Kind! Nicht, dass euch etwas zustößt. Solch alten Legenden haftet oft ein Fünkchen Wahrheit an!«

Die Stimme der schon älteren Frau klang besorgt, während sie ihre nassen Hände an der Schürze abwischte.

»Ich hoffe, dass wir diesen Kern finden!«, erklärte eine sehr viel jüngere Version der Besorgten. Dabei schaute sie kess in die Kamera. »Schließlich fahren wir darum hinaus in den Gray Forrest. Stell dir mal vor, wir finden etwas! Das wäre die Sensation schlechthin!«

»Wir hätten den Kurs so gut wie in der Tasche«, stimmte ihr eine junge, männliche Stimme aus dem Off zu. Der Lautstärke nach zu urteilen hielt der Sprecher die Kamera. »Vergiss deine enge Bluse nicht! Wenn wir nichts finden, müssen wir Professor Arnold ›Ich-wär-so-gerne-Spielberg-Miller etwas bieten!«

Die beiden lachten, während die Ältere den Kopf schüttelte. Marie-Claire, Jeff – ab ins Bad, und wascht euren Mund mit Seife aus!« Dann lachte auch sie. »Ich habe Miller auf dem College-Fest kennengelernt. Er schaute mir ständig auf die Brüste!«

»Er schaut jeder Frau auf die Brüste. Selbst bei Schneewittchen macht er keine Ausnahme«, erklärte der Kameramann.

»Schneewittchen?«, fragte seine Mutter erstaunt.

»Gina Nerris. Sie ist flach wie eine Flunder! Schneewittchen, hat weder Arsch noch Ti...«, sagte Jeff lachend.

»Du meine Güte!«, rief die Ältere und ging davon. »Was haben wir da nur erzogen?«

Wirklich ärgerlich klang sie jedoch nicht.

Die Kamera folgte ihr, ehe sie zurück zu Marie-Claire

schwenkte.

Auch sie grinste in die Kamera. »Kein Arsch, kein Tittchen und zudem eine Lesbe. Was würde der Prof sagen, wenn er sie mit Cora Freestone knutschen sähe! Dem ging sofort einer ab!« Sie deutete auf die Kamera. »Vergiss nicht, das zu löschen. Sonst schmeißen die uns von der Uni!«

Cut!

Ein roter Van mit acht Sitzen fuhr vor. Türen gingen auf und gaben den Blick ins Innere frei. Auf dem Fahrersitz saß ein Afroamerikaner mit kurzem Haarschnitt. Zwischen seinen Lippen klemmte etwas Weißes, das die Cam kurz einfing, ehe sie auf den Rücksitz schwenkte. Dort hockten zwei junge Frauen.

»Hey, Jeff - laufen die Aufnahmen bereits?«, fragte der Fahrer, während Marie-Claire auf den Beifahrersitz kletterte.

»Hey Luther! Klar, Aufnahme läuft! Aber ich schneide später alles Unpassende raus. Du darfst die Braut küssen!«

Die beiden gaben sich High Five, ehe sich der Fahrer umdrehte und Marie-Claire zur Begrüßung küsste. Zuvor nahm er jedoch das, was zwischen seinen Lippen klemmte, aus dem Mund; es handelte sich dabei um einen Lolli!

Jeff richtete die Kamera auf die beiden Mitfahrerinnen auf der Rückbank. »Und hier haben wir Gina«, sagte er und zeigte eine kurzhaarige, mit Jeans, Shirt und Turnschuhen bekleidete Frau, »sowie Angel!«

Letztere war sehr viel weiblicher als ihre Sitznachbarin, sowohl was ihren Körper als auch ihre Kleidung anbelangte. Eine modische Bluse konnte nur mühsam die prallen Brüste verbergen, die eng sitzende, schwarze Hose zeichnete die langen, schlanken Beine nach.

Jeff stieg ein, setzte sich zwischen die beiden Frauen und

küsste Angel, die ihre Arme um seinen Nacken schlang.

Die Kamera wurde zur Seite gerichtet, und im Spiegel sah man, dass Gina Nerris, die tatsächlich kaum weibliche Rundungen besaß, einen Kaugummi poppen ließ.

»Wir legen noch einen letzten Stopp ein!«, rief Luther, nachdem er den Wagen zurück auf die Straße gelenkt hatte.

»Ich wusste nicht, dass sich unsere Gruppe vergrößert hat,«, wunderte sich Marie-Claire. »Wer kommt noch mit?«

»Cora und ihr Bruder«, erwiderte Luther. »Sie rief an und fragte, ob wir noch Platz in unserer Gruppe hätten. Offenbar gab es in ihrer Gruppe Stress!«

»So?«, fragte Jeff. »Was lief denn schief?«

»Andrew Marcus ist ein homophobes Arschloch, das Cora gemobbt hat. Ständig machte er obszöne Bemerkungen, tat ab, was Cora sagte, und gab ihr Hilfsjobs. Als sie sich beschwerte, meinte er, sie solle besser die Klappe halten. Früher habe man eine wie sie von der Uni geschmissen und zur Therapie geschickt!«

Gina Nerris klang bitter, während sie das sagte. »Sie rief an und fragte, wie es mir erginge. Ich sagte, dass ihr cool seid – also kommen sie und ihr Bruder zu uns.«

»Solange sich Thomas nicht wieder aufführt, als habe er die Weisheit mit Löffeln gefressen, habe ich damit keine Probleme.«

»Yepp!«, bestätigte Gina. »Cora hat mit ihm geredet und ihn gebeten, sich zurückzuhalten«, erklärte Gina rasch.

»Dann ist ja gut! Wenn er eine seiner Reden hält, läuft er jemals Gefahr, dass ihn einer mit der guten alten Faust-auf-Mund-Methode zum Schweigen bringt«, sagte Jeff lakonisch.

Sie lachten, und auch Gina kicherte zustimmend.

Cut!

Eine dunkelhaarige Frau mit langem Haar stieg ein. Sie war optisch das Gegenteil von Gina Nerris. Dennoch setzte sich diese sofort zu Cora in die hinterste Reihe, um sie mit einem zärtlichen Kuss zu begrüßen, während sich ein schlaksiger, junger Mann mit schicken Kleidern und einer Hornbrille auf Ginas altem Platz neben Angel setzte.

Die Kamera fing einen goldenen Drudenfuß ein, den Thomas Freestone als Kette um den Hals trug.

»Dann sind wir ja komplett!«, rief Luther aufgekratzt, nachdem sich Thomas als einziger angeschnallt hatte. »Los geht's, jagen wir den Dämon vom Gray Forrest!«

Ein vielstimmiges Yeah antwortete ihm.

Cut!

Eine Tankstelle.

Luther lehnte am Wagen und wartete darauf, dass der Tank voll war, während sich die anderen die Füße verträten. Einzig Thomas saß im Wagen und las in einem uralten Buch.

»Ganz schön heiß hier unten«, sagte Jeff, die Kamera schwenkend.

»Yepp. Meine Tante wohnt in Los Angeles. Sie schrieb mir per WhatsApp, dass es bei ihnen noch wärmer ist. Das muss man sich mal vorstellen!«

Gina und Cora gingen Hand in Hand zum Shop, während Marie-Claire die Toilette aufsuchte. Plötzlich tauchte ein Kopf vor der Kamera auf. Strubbelige Haare, glasiger Blick. »Hey Mann, ist das ne Kamera? Filmst du hier alles?«

»Ja!«, erwiderte Jeff einsilbig.

»Cool! Seid ihr auch auf der Jagd nach den Dämon von Gray Forrest?«

»Kommt das häufiger vor?«, fragte Jeff unsicher. Er und seine Freunde hatten gedacht, eine besonders originelle

Idee zu haben.

»Klar!«, rief der Fremde und lachte. »Jedes Jahr! Da gibt es nur ein Problem, weißt du?«

»Und welches?«

»Wir sehen die Leute immer in den Wald fahren. Aber keiner kam bisher zurück!« Er schaute ernst in die Kamera, dann lachte er irre und lief davon.

»Arschloch!«, wisperte Jeff, aber es klang alles andere als sicher oder gar stark.

Cut!

Ein kleines Haus auf einer Lichtung – das Ziel der Gruppe.

Der Wagen parkte vor dem Eingang, Kisten mit Lebensmitteln und Getränken waren bereits aus dem großen Kofferraum geräumt worden, ebenso Reisetaschen und Rucksäcke.

»Groß genug ist das Haus!«, rief Cora, die soeben aus der Tür trat. »Wem gehört es?«

»Der Gemeinde. Man kann es für ein paar Dollar mieten. Zuletzt wohnte ein Ornithologe hier.«

»Ein was?«, rief Luther, der ebenfalls ins Freie trat.

»Ein Vogelkundler!«, erklärte Thomas Freestone. »Diese Wissenschaftler erforschen ...«

»... das Vögeln?«, rief Luther gut gelaunt, woraufhin die anderen lachten.

»Dazu brauche ich keinen Ornithologen!«, erklärte Cora kess. »Oder, Babe?« Sie schaute zu Gina, die neben sie getreten war.

Diese wurde rot, schüttelte dann aber den Kopf und hauchte ihrer Freundin einen Kuss auf den Mund.

»Dieser Vogelkundler hat aber keinen Dämon gesehen, oder?«, warf Marie-Claire ein.

»Der erscheint nicht einfach!«, erklärte Thomas Freestone

mit belehrender Stimme. »Ich habe mich mit der Legende befasst – man muss die Grabstätten etwa zwei Meilen von hier aufsuchen und Blut vergießen, damit er dem Boden entsteigt!«

»Ich hoffe, wir brauchen dazu keine Jungfrau, sonst haben wir Pech!« Luther schenkte Marie-Claire ein Petzauge.

»Was denkt ihr, warum ich meinen Bruder mitgebracht habe?«, fragte Cora unschuldig.

»Sehr lustig, vielen Dank auch! Und das von der eigenen Schwester. Aber zu eurer Information – ich bin keine Jungfrau mehr!«, rief Thomas in das Gelächter hinein.

»Ich muss dich enttäuschen, aber Miss Five-Fingers zählt nicht!«, setzte Jeff einen drauf. Dabei wackelte er mit der freien Hand vor der Linse herum.

»Sie hieß ...«, setzte Thomas an, verbesserte sich dann aber, »er hieß George. Ich traf ihn, als wir letztes Jahr Mardi Grass feierten. So, jetzt wisst ihr es – ich bin eine Schwuchtel und ich hab die Schnauze voll, mich deswegen zu verstecken!«

Er wollte davoneilen, doch Luther hielt ihn an der Schulter fest. »Hey, Mann – mir ist völlig egal, ob du schwul bist oder nicht. Und den anderen ist es sicherlich ebenso egal, oder?«

Luther schaute sich auffordernd um und erntete Zustimmung.

»Siehst du – alles locker, Mann. Und sollte dir Andrew Marcus deswegen auf die Nüsse gehen, sag mir Bescheid. Dann breche ich ihm beim Footballtraining ganz legal ein paar Knochen!«

»Danke! Ich weiß nicht ... Cool, vielen Dank!« Thomas ging davon und wischte sich ein paar Tränen aus den Augen.

»Wusstest du es?«, fragte Marie-Claire und blickte dabei

zu Cora.

»Nein. Nicht einmal geahnt. Er hat es gut versteckt. Warum hat er es nicht wenigstens mir gesagt? Unsere Eltern werden ihn rausschmeißen, so wie sie mich rausgeschmissen haben. Aber mit mir hätte er doch reden können!«

Cut!

»Sind das Indianergräber?«, fragte Gina wispernd, während sie vor ein paar Hügeln standen und auf das Erdreich schauten.

»Nein«, erklärte Thomas finster. »Während des Bürgerkriegs verschanzten sich ein paar unserer Jungs hier in diesem Wald. Sie dachten, sie könnten eine kleine Vorhut der Nordstaatler aufhalten. Stattdessen standen sie plötzlich über 500 Mann gegenüber«

»Shit!«, wisperte seine Schwester. »Sie kämpften dennoch?«

»Nein!«, übernahm Jeff das Wort. »Sie ergaben sich, aber die Schweine aus dem Norden knüpften sie einfach auf und ließen sie hängen. Als die Truppen abgezogen waren, kamen Leute aus der Gegend und bestatteten die Jungs an Ort und Stelle.«

»In dieser Zeit«, fuhr nun wieder Thomas fort, »entstand die Sage mit dem Dämon, denn einer der Gehenkten rief angeblich Satan an, als man ihm die Schlinge um den Hals legte, denn Gott habe sie verlassen. Aus seinen Gebeinen, so die Legende, sei der Dämon entsprungen.«

»Und die Sache mit dem Blut?«, wollte Cora wissen.

»Angeblich schläft der Dämon, doch Blut soll ihn wecken und gefügig machen«, erklärte ihr Bruder. Man vergießt es über das Grab, er kommt und in dem Moment muss man ihn mit einer Formel bändigen. So beschrieb es damals, kurz nach Ende des Bürgerkriegs, ein Mystiker namens Alois Fischbacher; ein Deutscher, der wegen seines Glau-

bens in der Heimat verfolgt wurde. Er wohnte damals in New Orleans, hörte aber durch Soldaten von der Sache und kam, um sich den Dämon vom Gray Forrest anzuschauen.«

»Und woher nehmen wir das Blut?«, wollte Marie-Claire wissen.

»Ich hab Rinderblut dabei!«, sagte Luther, während er einen Arm um ihre Hüfte legte. »Mein Bruder arbeitet im Schlachthof. Er bekam das Zeug kostenlos, als er seinem Boss sagte, wofür er es braucht!«

»Er sagte seinem Boss, dass wir einen Dämon beschwören wollen?«, wunderte sich Gina.

»Er sagte, es sei für ein College-Projekt seines kleinen Bruders. Der Boss, ebenso schwarz wie wir, war begeistert. Ein Nigger, der aufs College geht, das muss unterstützt werden. Darum haben wir auch zehn erstklassige T-Bones dabei!«

Cut!

»Wie wäre es, wenn du dich mit deiner Kamera verziehst?«, fragte Cora grinsend. Sie lag bereits im Bett, ebenso ihre Freundin Gina. »Oder möchtest du einen kleinen Porno drehen?«

»Die Idee gefällt mir!«, erwiderte Jeff lachend. »Also dann, zeigt mir mal was Schönes!«

Die jungen Frauen kicherten, ehe sie sich leidenschaftlich küssten. Coras Hand glitt unter die Decke, und es war überdeutlich, was sie dort tat.

»Zieh eine Kopie für uns, dann lösche das Zeug!«, sagte Gina leise, während sie die Decke beiseite schlug. Nun konnte Jeff sehen, dass sie bereits fast nackt war. »Und mach die Tür zu!«

»Aber wehe, etwas davon landet im Web!«

[Eine Beschreibung der nachfolgenden Szenen entfällt,

um die Würde der Protagonisten zu wahren; Anmerkung C-N B]

Cut!

Da es sich um einen durchsichtigen Kanister handelte, konnte man den Inhalt gut erkennen.

Luther, vor dessen Füßen der Behälter stand, schaute fragend in die Runde. »Bereit? Sollen wir das hier tun?«

»Klar sollen wir!«, erwiderte Marie-Claire. »Darum sind wir ja hier, oder?«

Jeff drehte die Kamera und blickte zu seiner Freundin. »Alles in Ordnung, Angel?«

»Klar – los geht's!«, erwiderte das Mädchen, aber ihm war anzusehen, dass ihm nicht wohl war bei dem Gedanken. Sie lächelte gequält.

»Also auf!« Thomas ging zu dem Kanister, schraubte den Deckel ab und nahm Schwung. Tiefrotes Blut schwappte aus der Öffnung und traf Gina, die erschrocken zur Seite wich. »Fuck!«, entfuhr es ihr dabei. »Sehe ich aus wie ein beschissenes Grab?« Sie versetzte dem jungen Mann einen Schlag gegen den Arm. »Schau dir das an, ich bin über und über mit Blut besudelt!«

»Schon gut, tut mir leid! Ich wasche deine Kleider. Ich kenne da einen Trick, wie man ...« Er schwieg und wurde rot.

»Praktisch, einen Schwulen in der Familie zu haben«, scherzte Cora, nahm ihrem Bruder den Kanister ab und schüttete etwas Blut auf den Boden; dort, wo sich die Gräber der gefallenen Südstaatler befanden.

Sofort wichen die anderen einen Schritt zurück und starrten gebannt dorthin, wo die Flüssigkeit im Boden versickerte.

»Nichts!«, rief Angel und lachte nervös. »Sieht nicht so aus, als würde ...«

Sie kam nicht dazu, den Satz zu beenden. Plötzlich war es, als würde der Boden vor ihnen explodieren. Das Erdreich spritzte in die Höhe und etwas Dunkles fegte aus der Tiefe hinaus, nur um sofort zu zerplatzen.

Der Laut, der dabei entstand, war grauenvoll. Eine Mischung aus Wehklagen und wütendem Gebrüll, dem Schrei einer Katze, der man auf den Schwanz getreten ist, sowie einer Frau während der Geburt.

Sekundenlang regte sich niemand. Dann, wie auf ein geheimes Kommando hin, wandten sie sich um und eilten den Weg zurück zum Haus. Jeff, der noch immer filmte, blieb zurück und nahm nur die Rücken seiner Freunde auf.

Cut!

»Was war das?«, schrie Angel. Sie stand in der Mitte des Wohnraums, hielt die Hände in die Hüften gestemmt und schaute sich nahezu panisch um. »Was in aller Welt war das für eine Scheiße?«

»Der Dämon von Gray Forrest!«, sagte Luther ruhig. »Wir wollten ihn wecken und das ist uns gelungen.«

»Red keinen Scheiß!«, sagte Cora. »Also schön, wer hat sich den Scherz einfallen lassen?« Sie blickte fragend von einem zum anderen.

Niemand antwortete etwas.

»Jeff, schließ die Kamera an den Fernseher an«, bat Gina Nerris. »Mach schon. Und dann lass die Aufnahme in Zeitlupe ablaufen!«

»Okay!«, sagte Jeff und schwenkte mit der Kamera auf Luther. »Kannst du übernehmen?«

Der Angesprochene holte ein Smartphone hervor und aktivierte die Kamera. »Kann losgehen!«

[Nach einem kurzen Schnitt wechselt die Qualität der Aufnahme. Offenbar waren die folgenden Szenen mit dem Smartphone aufgezeichnet. Anmerkung C-N B]

Jeff, ein junger Mann mit flachsblondem Haar, groß, sportlich, bekleidet wie die anderen mit Jeans, Sportschuhen und Shirt, ging mit der Kamera in der Hand zu einem altmodischen TV-Gerät. Seine Schwester folgte ihm, in der Hand die Kamera-Tasche. Sie holte verschiedene Kabel heraus, gemeinsam schlossen sie das Gerät an und Jeff suchte jene Stelle, um die es ging.

Kurz flimmerte Schnee über den Bildschirm, dann sah sie sich selbst das Blut auf das Grab gießen. Sekunden geschah nichts, dann explodierte der Boden. Jeff aktivierte die Zeitlupe, und nun sahen sie deutlich, was da aus den Gräbern gekommen war. Bei einer besonders guten Szene drückte er Stopp, damit sie sich das Standbild anschauen konnten.

»Shit!«, wisperte Cora und sprach damit aus, was sie alle dachten.

Ein schwarzer Schemen war zu sehen. Dort, wo sich der Kopf befand, leuchteten zwei tiefrote Augen, darunter blitzten scharfe, weiße Zähne. Sonst besaß die Kreatur weder Arme noch Beine. Sie erinnerte eher an die Karikatur eines Gespenstes. Nur, dass dieses hier ein schwarzes Leintuch trug, kein weißes.

Er fegte hinauf in die Luft und löste sich dort auf. Sein Mund bewegte sich, doch das Mikrofon hatte nichts aufgefangen.

»Wo ist er nun?«, wisperte Gina und schaute sich um; so, als könne sie die Kreatur sehen.

»Keine Ahnung!«, erwiderte Thomas. »In dem Buch steht ...«

Er konnte den Satz nicht beenden, denn plötzlich bewegte sich der Schemen auf dem Bildschirm. Er wandte sich den erschrockenen Studenten zu, verzog das Gesicht zu einem höhnischen Grinsen und jagte aus dem TV-Gerät in den Raum.

Der Fernseher zerplatzte, eine Stichflamme schoss aus der oberen Kante und mehrere Splitter jagten davon. Einer traf Jeff, der noch immer in der Nähe des Geräts auf dem Boden hockte, im Gesicht.

Er schrie auf, wandte sich um und nun sahen seine ohnehin entsetzten Freunde, dass der Splitter aus dem linken Auge ragte.

Jeff schrie auf, als der Schmerz den Schock übertraf. Er sprang auf, wollte zu seinen Freunden laufen und stolperte über eines der Kabel.

Vornüber schlug er auf, der Splitter drang tief in seinen Kopf ein und schon lag er zitternd und zuckend auf dem Boden.

Sekundenlang herrschte entsetzte Stille, ehe die Schwester des jungen Mannes in hysterisches Gekreische ausbrach.

Die anderen Frauen folgten seinem Beispiel, während Thomas seinen Blick umhergleiten ließ.

Hätte er den Kopf gehoben, wäre ihm das Verhängnis aufgefallen. Doch so sah er die Deckenlampe nicht kommen, die sich plötzlich wie ein Hut über seinen Kopf stülpte. Die Birne zerbarst, seine Kopfhaut hatte Kontakt zu der unter Strom stehenden Fassung und ein heller Lichtblitz flammte unter dem Schirm auf. Als er zu Boden kippte, fiel der Schirm ab und man sah das verkohlte Gesicht, die erstarrten Züge und die leeren Augenhöhlen des Studenten.

Luther, der noch immer mit der Handykamera filmte, drehte sich wild im Kreis. Wieder und wieder stieß er dabei »Scheiße, Scheiße, Scheiße!« aus.

Da die Deckenlampe ausgefallen war, spendeten nun nur noch zwei Lichter Helligkeit; eines im Flur und eines in der angrenzenden Küche.

»Wir müssen hier weg!«, rief Cora. »Los, wir schnappen

uns die Kamera, und dann hauen wir ab. Unterwegs rufen wir die Polizei. Das hier ...«

Ihre Worte brachen ab, als der Schemen heran jagte, plötzlich so etwas wie Klauen vorstreckte und ihr mit einem Ruck das Genick brach.

Luther griff nach der Kamera und zerrte so heftig an ihr, dass die Kabel abgingen. »Los, raus hier!«, schrie er seinen noch lebenden Freunden zu.

Sie hetzten aus dem Haus. Noch immer filmte Luther, auch wenn jetzt kaum etwas zu erkennen war. Er hielt das Handy gen Boden gerichtet, schnelle Schritte und hektisches Atmen waren zu hören. Dann stieß Gina einen Schrei aus, ein Poltern war zu hören und kurz streifte die Kamera ihr blutüberströmtes Gesicht. Die Augen waren weit aufgerissen, das Gesicht in einer finalen Qual verzerrt.

»Fuck!«, brüllte Marie-Claire.

Sie stolperten ins Freie. Luther hob die Kamera und richtete sie auf den Wagen. Doch kaum hatte ihn die Kamera eingefangen, als das Fahrzeug auch schon detonierte.

Eine unnatürlich lange Feuerlanze raste auf beide zu und erwischte Marie-Claire. Als lebende Fackel taumelte sie davon. Ihre Schreie gellten in die Nacht, ehe sie zusammensackte und ihre Laute im Knistern der Flammen untergingen.

»Nein!«, brüllte Luther und hetzte auf den Wald zu. Wieder sah man nur verwaschen den Boden. Dann ein Schrei, ein Aufprall und die Aufnahmen erloschen.

Ende des Films.

III

»Du meine Güte!«, wispert Jane, während sie sich über das Gesicht wischt. »Wenn das echt ist ...«

»Ich weiß nicht!«, erwidert Ximena nachdenklich. »Das wirkt auf mich schon weit hergeholt. Die Story mit den Südstaatlern, das Grab, das Blut ... Dann die kreativen Todesarten ... Ein Regisseur hätte es nicht besser machen können!«

»Jane, check bitte das Kennzeichen des Vans. Mal sehen, auf wen er zugelassen ist. Ximena, wenn Jane die Informationen hat, häng dich ans Telefon und finde heraus, auf welcher Uni dieser Luther und seine Freunde eingeschrieben waren. Sollte nicht schwer sein, da dieser Jeff und seine Schwester Marie-Claire offenbar zu Hause wohnten. Auf diese Weise erfahren wir auch, ob Vermisstenanzeigen aufgegeben wurden.«

»Viel Hoffnung mache ich mir da nicht! Am Ende ist das alles Hühnerkacke!«, sagt Ximena, während sie aufsteht und ein paar Popcorn-Krümel beiseite fegt.

»Wenn an der Sache etwas dran ist, haben wir zumindest einen Überlebenden. Mal hören, was dieser Luther zu berichten hat!«

»Wieso der?«, wundert sich Jane. »Den haben wir doch fallen sehen!«

»Der Film wurde in Los Angeles aufgegeben. Und rein zufällig wohnt dort Luthers Tante, wie er sagte. Das ist mehr als ein Zufall; das habe ich im Urin!«

»Wie schön! Ich mache die Tante ausfindig und höre, was sie zu sagen hat.« Damit steht Jane auf und macht sich an die Arbeit.

Ximena folgt ihr.

Ich hingegen schaue mir noch einmal die Sterbeszenen an.

»Nun, ein wenig Freizeit? Verbringen Sie so Ihre Pause?«, höre ich Blackstone ein wenig spitz fragen.

Wieder schenke ich ihm ein freundliches Lächeln und

setze meinen Südstaatler-Slang auf. »Nein, leider ist dies allzu dienstlich. Der Film wurde uns zugespielt; vielleicht ist das grauenvolle Realität, vielleicht will man uns auf den Arm nehmen!«

»Oh!« Interessiert nimmt er neben mir Platz und schaut sich die Szenen an. »Was meinen Sie?«, fragt er, nachdem wir die fraglichen Szenen mehrfach abgespielt haben.

»Er wirkt professionell. Als würde sich jeder an ein Drehbuch halten. Und doch sagt mir mein Gefühl, dass wir es hier mit echtem Horror zu tun haben! Der Dämon von Gray Forrest ...«

»Wo befindet sich dieser Wald?«, will Blackstone wissen.

»Im Süden, der Sprache nach zu urteilen würde ich auf Alabama tippen, vielleicht auch Mississippi.« Ich seufze. »Jede Region da unten hat ihre Horrorstory. Mal sind es Hexen, die man verbrannt hat, dann Geister von Südstaatlern, die Rache nehmen wollen. Der Dämon reiht sich da gut ein!«

»Also doch ein Fake?«

»Möglich. Aber viele Legenden haben einen wahren Kern. Möglicherweise tun wir auch zu schnell ab, was nicht sein darf!«

»Durchaus möglich. Aber unpraktisch, wenn man für Paraforce arbeitet. Wir dürften im Grunde nichts abtun, oder?«

»Nein! Sobald meine Kollegen ihre Recherchen beendet haben, werde ich aufbrechen. Sie haben recht, Sir Blackstone – wir dürfen nichts abtun!«

Er steht auf und nickt mir zu.

»Danke!«, rufe ich ihm nach.

»Danke?«, wundert er sich auf seine steife Art.

»Dafür, dass Sie meinen Überlegungen als Projektionsfläche gedient und die passenden Stichworte geliefert haben.

Das war überaus nützlich!«

»Ich helfe gerne!« Er geht, und ich sehe noch ein feines Lächeln auf seinen Lippen.

Vielleicht haben wir ihn falsch eingeschätzt. Vielleicht lässt sich mit ihm besser arbeiten, wenn man ihn einbezieht und ihn nutzt. Er ist ein intelligenter Mann, trotz allem anderen!



Kapitel 4

Untersuchungen

I

Los Angeles

Freitagmittag, kurz nach elf, und wir erreichen die Stadt der Engel!

Mein Blick gleitet hinauf zu dem grauen, Smog verhangenen Himmel. Wenn es hier Engel gab, sind sie in der Suppe längst gegen irgendwelche Hochhäuser geflogen und haben sich das Genick gebrochen. Oder haben die da oben kleine schwarze Engel an ihren Scheiben kleben? Oder Teufel?

Da das Nahverkehrssystem in Los Angeles kaum der Rede wert ist – jeder fährt mit dem eigenen Wagen oder besitzt einen Helikopter – nehmen auch wir einen Leihwagen, um zu Luthers Tante zu gelangen.

Laut Janes Recherchen ist die gute Dame recht wohlhabend, sodass sie sich ein Haus in Brentwood leisten kann. Vom Flughafen aus sind das zwar nur 13 Meilen, laufen oder in einem engen, heißen Bus sitzend möchten wir diese jedoch auch nicht zurücklegen. Und ein Taxi wäre teurer als ein Leihwagen für 24 Stunden.

Ximena, die neben mir geht, schaut sich ein wenig ehr-

fürchtig um. »Ob wir einen Star sehen?«

»Wenn, würde ich ihn vermutlich nicht einmal erkennen«, gebe ich zurück.

Wir gehen gemeinsam zum Schalter der betreffenden Leihwagenfirma und weisen uns dort aus.

»Ah ja, Paraforce ... Ihre Kollegin sagte, Sie möchten einen Mittelklassewagen?«, stellt der junge und durchaus gut aussehende Mitarbeiter fest. Dabei schenkt er mir ein freundliches, interessiertes Lächeln.

»Haben Sie auch einen kleinen sportlichen Flitzer?«, frage ich kess und erwidere sein Lächeln. Mein Englisch ist nun lupenrein; es deutet mit keiner Schwingung an, wo meine Wurzeln liegen.

In manchen Teilen der USA ist es sinnvoll, etwas Lokalkolorit in die Sprechweise einfließen zu lassen, in anderen nicht.

Ich war bisher dreimal in Los Angeles; zweimal im Auftrag des NOPD, einmal als Touristin. Daher konnte ich gewisse Erfahrungen sammeln. Und Los Angeles gehört genau wie Frisco zu den Orten, an denen man besser so neutral wie möglich auftritt.

»Wir haben einen Porsche«, sagt der Mitarbeiter, nachdem er den Computer konsultiert hat, »aber der ist deutlich teurer!«

»Schade!«, erwidere ich und täusche echte Niedergeschlagenheit vor. »Nun ja, dann fahren wir eben in einem Mittelklassewagen.«

Dem letzten Wort verleihe ich viel Abscheu.

Der Mitarbeiter schaut auf die Uhr. »Haben Sie ein Bonuskonto?«

»Nein, leider nicht.

»Möchten Sie eines?«

»Klar! Wir sind ständig unterwegs. Gut, wenn wir eine

zentrale Anlaufstelle haben!«

»Sehr gut!« Ein zufriedenes Lächeln huscht über sein Gesicht, während er mir eine Plastikkarte reicht. »Ich buche Ihnen den Porsche zum Wochenend-Tarif auf; als Willkommensgeschenk. Eigentlich ist es dazu noch etwas zu früh, aber wenn wir dadurch eine Regierungsorganisation als Stammkunden gewinnen ...«

»Sie sind ein sehr netter Mann, Steve!« Den Namen lese ich vom Schild an seiner Uniform ab. »Vielen Dank!«

Er reicht mir noch einen Flyer, der die Vorzüge des Bonus-Systems aufführt. Unter den Stempel schreibt er eine Handy-Nummer.

Falls ich mir die Stadt ansehen wolle und eine Führung bräuchte.

»Ich bin frustriert!«, lässt mich Ximena wissen, nachdem wir im Wagen sitzen und gen Brentwood fahren.

»Warum denn das?«, wundere ich mich.

»Weil mir niemand einen Porsche zum Wochenend-Tarif geben würde. Ich habe einfach nicht das Aussehen dazu. Ich muss schon froh sein, dass man mich nicht für eine Illegale hält!«

»Du bist hübsch!«, lasse ich sie wissen. »In anderen Gegenden der Welt würde ich gegen dich keinen Stich machen.«

»Danke!« Sie schenkt mir ein leichtes Lächeln, ehe sie mit der Hand über die Mittelkonsole streicht. »Ein Porsche – das ist schon ziemlich cool!«

»Stimmt!«, hören wir Jane sagen. Sie ist wie stets aufgeschaltet. »Ich schliesse mich übrigens CéNas Meinung an; in Europa zum Beispiel würden die Jungs auf dich fliegen. Latinas sind dort heiß begehrt!«

»Schon gut!«, ruft meine Kollegin lachend, ehe sie wieder ernst wird. »Weiß die Tante von unserem Besuch?«

»Die Tante heißt Mae van Horn; sie ist Luthers Tante väterlicherseits und unverheiratet. Luther selbst heißt ebenfalls van Horn; er studiert an der Universität von Huntsville – genau wie seine Freunde.«

»Huntsville in Alabama nehme ich an.«

»Stimmt!«, bestätigt Jane.

»Ja, die Sprache ... Ich habe es mir gleich gedacht!« Ich blickte zu Ximena. »Sollten wir dorthin müssen, fliege ich allein!«

»Warum denn das?«, ruft sie erstaunt.

»Weil sie dort etwas gegen Latinos, Schwarze, Juden und Leute aus dem Norden haben. Fliegen wir gemeinsam, führt das zu Komplikationen!«

»Fuck«, ruft Ximena, »wir sind eine weltweit tätige Polizeibehörde! Die müssen einfach damit leben, dass wir aus verschiedenen Teilen der Welt kommen!«

»Das ist denen da unten völlig egal. Sie werden nicht gleich ein Kreuz aufstellen und anzünden oder dich mit Steinen bewerfen. Nein, sie sagen einfach nichts. Ich habe das erlebt! Man kann die Leute, auf deren Hilfe man angewiesen ist, nicht zwingen, einem Auskunft zu geben!«

»Ich dachte, dies sei das 21. Jahrhundert!«, knurrt Ximena. »Was denken diese Spinner?«

»Dass jeder, der keine WASP³ ist, verschwinden sollte!«

»Praktisch, dass du in diese Kategorie fällst.«

Ich schaue kurz in den Rückspiegel. Obwohl Marie Laveau eine Farbige war, verlor sich das im Laufe der Zeit. Sie selbst nahm sich bereits einen weißen Ehemann, mit dem sie etliche Kinder hatte; darunter auch Marie Laveau die Zweite, von der ich abstamme.

3 WASP = White Anglo-Saxon Protestant (Weißer Angelsächsischer Protestant)

Diese verschwand aus der Geschichte und nur wenige wissen, was aus ihr wurde. Ich verrate es an dieser Stelle – sie nahm sich einen französischen Geliebten und folgte ihm nach Paris. Dort lebte sie, und erst ihr Sohn kehrte in die USA zurück; jedoch unter dem schönen Namen Burg-ees. Die Linie wurde weißer und weißer, und auch ein Umzug meines Urgroßvaters nach Haiti inklusive Heirat konnte daran nichts mehr ändern.

So kommt es, dass ich eine Weiße bin; durch und durch. Auch wenn manche Rassisten das anders sehen und dabei auf die One-Drop-Regel⁴ verweisen!

Wie dem auch sei ...

»Es ist dann praktisch, wenn ich innerhalb der WASP er-
middle, und sehr unpraktisch, sobald ich zu den Niggern
gehe!«

Jane und Ximena japsen kollektiv, als sie das N-Wort aus
meinem Mund hören.

»Nun bekommt mal keinen Herzinfarkt«, sage ich la-
chend. »Die Schwarzen im Süden bezeichnen sich mit Stolz
und Selbstverständlichkeit als Nigger. Das bedeutet aber
auch, dass kein Weißer das Wort benutzen darf – außer, er
ist ein eingeborener Südstaatler und wuchs mit ihnen in
bestem Sinne auf. Dann wiederum ist es unter Umständen
erlaubt.«

4 Eine Regel, die besagt, dass jemand mit »nur einem Tropfen
schwarzem Blut in den Adern« als Schwarzer zu gelten habe,
auch wenn er ein Weißer ist! Diese Regel stammt aus dem 19.
Jahrhundert und spielte vor allem während des Verbotes von
Ehe zwischen Weißen und Schwarzen eine Rolle. Doch schon
Ende des 19. Jahrhunderts wurde die One Drop-Regel in den
meisten Gesetzbüchern gestrichen. Unter den Gruppen, die eine
weiße Vormachtstellung und Überlegenheit propagieren, ist die
One Drop-Regel hingegen noch immer populär.

»Du meinst also, dass du das Wort benutzen darfst?«, fragt Ximena zweifelnd.

»Ich weiß, dass ich es benutzen darf, denn ich tue es in New Orleans ständig; auch, wenn ich mit den Schwarzen dort spreche. Das Wort, wie ich es nutze, hat die Bedeutung, die sie dem Wort geben, nicht jene, die ein Weißer dem Wort gibt!«

»Das ist kompliziert!«, erkennt Jane.

»Genau darum fliege ich auch allein nach Alabama und rate euch dringend davon ab, das N-Wort zu nutzen! Für euch ist es so tabu, als würde ich Ximena als Bean⁵ bezeichnen!«

Sie nickt. Offenbar weiß sie sehr gut, dass dies ein verdammtes Schimpfwort ist, das weiße Rassisten den Mexikanern und Latinos gegeben haben.

II

»Bitte?« Die Dame, die uns öffnet, ist in den Fünfzigern. Sie trägt adrette Kleidung, ist geschminkt und gut frisiert. Ihr Blick hat etwas Argwöhnisches, während sie uns mustert. »Ich spende nicht an der Tür!«

»Commander Céline-Natalie Burgees und Agent Ximena Cortez – Paraforce. Wir würden uns gerne mit Ihnen und Ihrem Neffen unterhalten, Miss van Horn!«

Sie beäugt misstrauisch meinen Ausweis, weicht dann einen Schritt zurück und will die Tür schließen. »Luther ist nicht da und ich habe nichts zu sagen!«

⁵ Englisch für Bohne – eigentlich »Bohnenfresser«. Wie »Krauts« für Krautfresser (Deutsche). Nicht zu verwechseln mit dem nicht-rassistischen »Black Jelly-Bean Racist« für jemanden, der keine schwarzen Jelly Beans mag!

Mit einem schnellen Schritt bin ich im Haus und hindere sie daran, uns die Tür vor der Nase zu schließen. »Das glaube ich doch! Schließlich haben Sie uns das Video geschickt, nicht wahr?«

»Sie haben kein Recht, in mein Haus einzudringen! Ich kenne meine Rechte! Sie verschwinden nun, oder ich ...«

»Oder was?«, blaffe ich sie an. »Rufen Sie das LAPD? Nur zu, wir sind die höhergestellte Polizeieinheit. Aber die Kollegen können uns helfen, das Haus auf den Kopf zu stellen. Irgendwo wird sich Luther schon verstecken!«

»Sie tun das, weil ich schwarz bin. Nicht wahr?«

»Nein. Ich tue das, weil Sie uns das Video geschickt haben und nun nicht den Mut besitzen, mit uns darüber zu sprechen!«

Sie funkelt mich an. »Ich weiß nicht, von welchem Video Sie sprechen!«

»Natürlich wissen Sie das. War nicht schwer, das entsprechende Band der Überwachungsdrohne zu finden. Man sieht, wie sie das Päckchen in den Briefkasten werfen!«

»Überwachung ... Da war keine Drohne, als ich ...« Sie schüttelt den Kopf. »Reingefallen, oder?«

»Holen Sie Ihren Neffen, damit wir endlich weiterkommen!«, fahre ich sie an, während mich Ximena aus großen Augen mustert.

Dann, als Mae van Horn die Treppe hinaufgeht, kichert sie leise. »Überwachungsdrohne! Du kommst auf Ideen!«

»Meist funktionieren solche Sprüche. Die Leute sind so verblüfft, dass sie einen Fehler begehen. Drohnen, Kameras, Spitzel ... Dank NSA und schwarzen Helikoptern ist die Nation paranoid und fühlt sich ständig beobachtet und überwacht.«

»Sie ist ständig überwacht!«

»Nur, weil jemand paranoid ist, heißt das nicht, dass er nicht überwacht wird«, repliziere ich, was Jane und Ximena zum Lachen reizt.

Wir hören Stimmen aus dem ersten Stock, dann kommen Tante und Neffe die Treppe hinab. Wir werden ins Wohnzimmer gebeten, Mae holt Kaffee und Gebäck, Luther hingegen schaut uns ängstlich an.

»Sie ... kennen die Aufnahmen?«, fragt er nach ein paar Sekunden. »Ich schwöre, dass ich niemanden getötet habe. Es war, wie man es auf dem Film gesehen hat!«

»Warum haben Sie nicht die Polizei gerufen, nachdem Sie mit dem Leben davongekommen sind?«, fragt Ximena.

»Ich war der einzige Schwarze, und da lagen ein paar tote Weiße. Und das mitten im Nirgendwo von Alabama. Denken Sie ernsthaft, ich würde den Sheriff rufen? Die hätten mich aufgeknüpft und den Sieg der Gerechtigkeit gefeiert!«

»Sie hätten sich an die Polizei wenden können, als Sie in Los Angeles waren!«, wirft Ximena ein.

»Die hätten ihn verhaften und nach Huntsville bringen lassen«, sage ich an Luthers Stelle. »Haben Sie den Sheriff anonym verständigt?«

Er nickt.

»Wissen Sie, ob etwas dabei rauskam?«

»Nein, ich habe nicht mehr angerufen. Die nächste kleine Stadt heißt Woodville; etwa 5.000 Einwohner. Der Deputy, mit dem ich sprach, nannte sich Officer Ethan Cox; wie der kanadische Eishockeyspieler. Daher konnte ich mir den Namen merken!«

Wir trinken Kaffee. Dabei mustere ich Luther. Er sieht elend aus; offenbar weiß er nicht, was er tun soll.

Jane konnte die auf dem Film gesehenen Personen tatsächlich identifizieren und auf diese Weise ermitteln, dass

die Angehörigen Vermisstenanzeige erstattet hatten. Für einen Scherz zieht das alles viel zu große Kreise.

»Es war genau so, hm? Wie auf dem Band?«

»Yes, Ma'am!« Er schaut mich aus großen Augen an. »Ich habe meine Freunde verloren. Ich habe meine Freundin verloren. Und jetzt verkrieche ich mich hier panisch in Los Angeles!«

Tränen schimmern in seinen Augen und plötzlich tut er mir leid. Jugendlicher Übermut hat ihm seine Freunde genommen. Das, was geschehen ist, wird ihn vermutlich sein Leben lang begleiten. Alpträume, Panik ...

»Also schön – wir schauen uns die Sache an. Deine Tante ist eine kluge Frau, sie hat das Band an die richtigen Leute geschickt!«

»Sie ... glauben mir?«

»Ja, ich glaube dir. Aber eines muss dir klar sein – ungeschehen machen können wir nichts! Nur dafür sorgen, dass der Spuk wieder verschwindet.«

III

Es ist bereits spät am Abend. Zum Glück hat die Bar des Hotels, in dem wir untergekommen sind, die ganze Nacht geöffnet. Daher sitze ich gegen zwei Uhr in der Nacht noch immer an einem Ecktisch und starre auf meinen Haiku 8. Wieder und wieder laufen dort die entscheidenden Szenen des Films.

Dabei hatte der Abend deutlich besser begonnen. Gegen sechs hatte mich Steve abgeholt, um mir ein paar Sehenswürdigkeiten zu zeigen.

Natürlich landeten wir im Bett und tatsächlich machte es Spaß, denn er war gut gebaut, gewitzt und nicht allein auf seine Befriedigung aus.

Dann aber, nachdem er geduscht und sich verabschiedet hatte, setzte die Grübelei ein. Und die hält noch immer an.

Was für ein Wesen ist dieser Dämon?

Kann ich ihn besiegen?

Und was in aller Welt macht er just in diesem Moment?

Die Legende gibt nicht viel her. Er kann geweckt werden, erscheint und mordet. Dann verschwindet er wieder – sobald das letzte Opfer, der Letzte, der ihn beschwört hat, von ihm getötet wurde.

Aber Luther lebt noch!

Ich stoppe den Film und leere das Glas – nur, um es zu heben und damit Nachschub zu verlangen.

Kurz darauf steht ein weiterer Cocktail neben mir. Bananensaft, Kokosmilch und Kaffee bilden die Grundlage. Hinzu kommen Schoko-Sirup und etwas Sahne.

Auf Alkohol verzichte ich.

Es ist bereits drei, als ich wieder in mein Zimmer gehe, ein Badetuch auf das noch feuchte Laken lege und mich darauf zusammenrolle.

Es gibt keinen leichten Weg, ein solches Wesen wie den Dämon vom Gray Forrest unschädlich zu machen, und ja – ich habe vor dem, was vor mir liegt, ein wenig Angst!



Kapitel 5

Unerwartetes

I

Huntsville, Alabama

»Céline-Natalie Burgees? Céline-Natalie Burgees?«, höre ich eine Stimme meinen Namen rufen, kaum dass ich die Halle des Flughafens betreten habe.

Ximena flog zurück nach New York, ich hingegen nahm eine Maschine nach Huntsville; und dies kostenfrei.

Hat man es sehr eilig, kann man sich nicht damit aufhalten, ein Ticket zu erwerben. Das haben vor mir schon sehr viele Agenten von FBI, CIA oder DEA festgestellt. Also tut man in solch einem Fall das, was einem das Gesetz erlaubt – man sucht sich eine amerikanische Fluggesellschaft, die den schnellsten erreichbaren Flug zum Ziel anbietet, zückt beim Einchecken seinen Ausweis und verlangt einen Platz.

Irgendeinen, der gerade frei ist.

Ohne Ticket, ohne Reservierung – einfach so.

Natürlich ist das keine Methode, um günstig in Urlaub zu fliegen. Fragt die Fluggesellschaft nach, muss man seinem Chef Rede und Antwort stehen.

Der Steward, der meinen Ausweis ein paar Sekunden lang musterte, hatte offenbar keine Lust auf Anfragen oder

Ärger. Er gab ihn mir mit der Bemerkung zurück, noch nie etwas von Paraforce gehört zu haben; es müsse jedoch eine sehr interessante Behörde sein, wenn sie solch hübsche Agentinnen beschäftige.

Als Frau kann man auf verschiedene Arten auf einen solchen Spruch reagieren. Zum Beispiel kann man auf seinen Status als Bundesagentin verweisen und den betreffenden Mann ein wenig einschüchtern.

Oder man merkt an, dass Sexismus sicherlich nicht Teil des Kundenservice der betreffenden Airline sei.

Als moderne Frau weiß man schließlich, was man wert ist.

Auch ich weiß das – und habe daher an den beiden genannten Varianten kein Interesse. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass ich diesen Mann niemals wieder in meinem Leben sehe, und wenn er kein größeres Verbrechen begeht, als mich mit einem abgedroschenen Spruch anzufirten, soll er seinen Spaß haben.

Daher lächelte ich ein wenig anzüglich und gab das Kompliment zurück; eine Airline mit solch hübschen Stewards sei überaus empfehlenswert.

Zwei Minuten später saß ich in der First Class und konnte meine Beine ausstrecken.

Zwar berechtigt mich mein Ausweis, auf diese Weise an Bord eines Flugzeugs zu gehen. Er zwingt jedoch die Mitarbeiter der Airline nicht, mir einen guten Platz zu geben. Der Steward hätte mir auch einen Not-Sitz in der Touristenklasse geben können.

Manch eine Agentin wäre wohl dort gelandet; und hätte sich im Stillen gesagt, dennoch einen Sieg über den Sexismus dieses Widerlings errungen zu haben.

Nun stehe ich in der Halle des Flughafens und höre meinen Namen aus mehreren Lautsprechern schallen.

Was soll der Mist?

Seufzend gehe ich zu einem Info-Stand, weise mich aus und sehe, dass die Dame darin auf einen Sonnyboy in meinem Alter deutet, der etwas abseits steht und die Menschen ringsum durch seine Ray Ban beobachtet.

»Sie haben mich ausrufen lassen?«, frage ich Mister Ray Ban milde.

Er hebt seine Brille, schnalzt mit der Zunge und nickt grinsend. »So ist es, Agent! Genauso ist es!« Dann reicht er mir die Hand. »Goodman. Thomas Goodman, aber du kannst mich Tom nennen!«

»Warum sollte ich das tun?«, erkundige ich mich irritiert. »Was wollen Sie von mir, Mister Goodman?«

Er blickt mich verwirrt an. »Du ... weißt es nicht?«

»Was soll ich wissen?«

»Vielleicht solltest du mit deinem Vorgesetzten sprechen?«, schlägt er vor. »Ich warte dort drüben und hole uns einen Kaffee. Wie möchtest du deinen?«

»Als Cappuccino mit Karamell oder Schokolade!«, lasse ich ihn wissen, stelle eine Verbindung zu Jane her – wir haben vereinbart, dass sie sich erst aufschaltet, sobald ich vor Ort bin – und bitte sie, mich mit dem Boss zu verbinden.

»Guten Morgen, Commander!«, grüßt dieser. »Ist das Wetter in Alabama auch so schön wie hier in New York?«

»Laut Pilot ist es hier ziemlich warm!« Ich komme zum Grund des Anrufs. »Wer ist Tom Goodman?«

»Oh, haben wir nicht darüber gesprochen?«, fragt Baptiste und tut, als müsse er nachdenken. »Nein, das habe ich wohl tatsächlich vergessen.«

»Dann holen Sie es doch jetzt einfach nach!«, schlage ich vor, ohne meine Stimme vorwurfsvoll klingen zu lassen.

»Mister Goodman bewarb sich aufgrund gewisser Erlebnisse, die er im Dienst hatte, bei uns. Da wir noch ein paar

Stellen zu besetzen haben, lud ich ihn zu einem Probe-Fall ein. Er soll Ihnen assistieren, am Ende entscheiden allein Sie, ob er das Zeug dazu hat. Schließlich sind Sie nun die operative Nummer Zwei!«

»Können Sie mir etwas über ihn sagen? Von welcher Behörde kommt er? FBI oder eine lokale Behörde?«

Baptiste zögert einen Moment. »Er ... arbeitete bei seinem Bruder Jack Goodman.«

»Als was? Bäcker? Autoverkäufer?«

»Nein, nein!« Baptiste lacht, aber es klingt ein wenig künstlich. »Beide stammen aus San Francisco. Jack Goodman besitzt dort ein Revier; Sie haben sicherlich schon von der Patrol Special Police gehört, nicht wahr?«

Ich seufze.

Die Patrol Special Police ist eine Organisation privater Gesetzeshüter, die in San Francisco für Recht und Ordnung sorgen. Die Grundzüge stammen aus einer Zeit, als es viel zu wenige Polizisten in der Stadt gab, irgendwann zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Bezahlt werden die PSP-Einheiten von den Geschäften und Privatleuten eines Viertels, die im Gegenzug Schutz vor Verbrechen erhalten.

Im Grunde ist das keine schlechte Idee - durch die Präsenz und Bürgernähe sind die Männer und Frauen der Patrol Special Police deutlich beliebter als die Beamten des SFPD.

Andererseits sind diese Hilfs-Polizisten eben genau das - Hilfspolizisten. Ihre Ausbildung dauert ein paar Wochen, sie ziehen Sprayern die Ohren lang oder jagen Ladendiebe. Ihre Arbeit besteht nur zu einem Teil aus echter Ermittlungstechnik.

»Sir, glauben Sie, die Patrol Special Police bietet die nötige Qualifikation für das, was wir tun?«, frage ich unsicher.

»Seine Akte ist makellos!«, sagt der Boss jovial. »Nur

gute Bewertungen von seinem Vorgesetzten. Mut, Entschlossenheit und eine Top-Fitness! All das findet man in seiner Dienstakte!«

»Die sein Bruder geschrieben hat!«

»Ähm ... ja!« Baptiste hüstelt. »Ich weiß, dass wir Kandidaten mit mehr Erfahrung und einem deutlich besseren Background haben. Aber warum sollten wir Mister Goodman nicht eine Chance geben? Unser Chief Operator hatte ein Archäologiestudium, sonst nichts!«

Ich blicke hinüber zu dem Mann, der mit zwei Bechern noch dampfendem Kaffee etwas abseits steht und mir ein breites Grinsen schenkt. »Also schön!«

»Danke, Commander! Jane hat Ihnen ein Päckchen ins Hotel schicken lassen mit seiner Ausrüstung. Es sollte auf Ihren Namen hinterlegt sein!«

Ich beende das Gespräch, gehe zu Goodman und nehme meinen Kaffee entgegen. »Haben Sie eine Waffe?«

»Sogar zwei!«, erwidert er grinsend und blickt an sich herab. Dann aber sieht er meinen kühlen Blick. »Oh, nicht das, was du meinst! Ich habe eine Beretta und einen Sechsschüssler; Andenken an meinen Vater. Er leistete ihm gute Dienste, bis er eines Tages im Dienst erschossen wurde.«

»Schön. Wir brauchen einen Mietwagen, kommen Sie!«

»Ich habe bereits einen Wagen organisiert.« Er klimpert mit den Schlüsseln vor meinem Gesicht herum. »Mit Klimaanlage, denn hier unten scheint es ziemlich heiß zu sein. Kein Wunder, dass den Südstaatlern das Hirn verdampft, he?«

Er lacht schallend, bemerkt aber, dass ich lediglich den Kopf schüttele.

»Komm schon, das war lustig!«, sagt er und schubst mich an.

»Sie kommen aus San Francisco?«

Er nickt.

»Da gibt es sicherlich Swimmingpools, oder?«

»Oh ja! Einmal mussten wir eine Leiche aus einem Pool holen. Das war vielleicht ein Mist!«

»Stellen Sie sich diesen Pool vor! So groß war der Fettnapf, in den Sie eben getreten sind!«

Er neigt den Kopf zur Seite und seufzt. »Du bist eine Südstaatlerin!«

»Yepp!«

»Woher?«

»New Orleans.«

»Tut mir leid! Baptiste sagte nichts davon. Ich dachte, du kämst aus New York. Zudem sprichst du nicht wie jemand aus dem Süden!«

»Die Stimme ist das wichtigste Instrument eines Polizisten. Wichtiger als jede Waffe! Wir stellen Fragen, trösten Opfer, mirandasieren⁶ Verdächtige und überführen Täter – alles mit unserer Stimme. Ist Ihnen schon einmal aufgefallen, wie viel Zeit ein Beamter mit der Pflege seiner Waffe verbringt, seine Stimme hingegen mit Zigaretten und Alkohol zugrunde richtet?«

»So habe ich das noch nie betrachtet«, gibt Goodman zu. »Und du pflegst deine Stimme?«

»Meistens. Vor allem habe ich gelernt, bei Bedarf meinen Akzent abzustellen, ihn zu betonen oder einfließen zu lassen. Das hilft ungemein!«

»Und wie sprichst du, wenn du einfach mit einem Freund plauderst?«

⁶ Ausdruck in den USA für das Verlesen der Rechte bei einer Verhaftung. Die Pflicht, Verdächtige auf ihre Rechte aufmerksam zu machen, wurde in dem Urteil »Miranda gegen Arizona« im Jahr 1966 festgelegt.

Ich schaue ihn nachdenklich an. »Erledige deine Arbeit, verdien dir einen Platz bei uns und sei ein guter Kollege. Dann erlebst du es eines Tages!«

Er grinst. »Du bist eine ganz Coole, oder?«

»Nein, eigentlich nicht. Es gibt deutlich *coolere* Polizisten. Ich entstamme lediglich einer Familie, die von vielen Kulturen, Einflüssen und Erlebnissen geprägt wurde. Wir ... vererben einen Großteil von dem, was wir wissen und können, an unsere Nachfahren. *Das kollektive Gedächtnis der Familie Burgees!*«

Das ist nicht einmal gelogen. Wahrscheinlich gehört dies zu der Magie, die in uns aktiv ist. Auf jeden Fall aber bleiben bestimmte Ereignisse und Szenen in unserem Gedächtnis präsent. Wir erinnern uns an Dinge, die unsere Vorfahren erlebt haben. Nicht so, wie man sich an etwas erinnert, das man in einer Chronik gelesen hat, sondern so, als sei man dabei gewesen. In einer ruhigen Stunde und mit ein wenig Meditation kann ich den Fall von New Orleans am 28. April 1862 sehen. Die Schreie, die Brände, das Donnern der Kanonen und die Angst, die Marie Laveau verspürte, als die Truppen der Union näher und näher kamen.

Dieses kollektive Gedächtnis der Familie brachte mir Höchstnoten in Amerikanischer Geschichte ein, führt aber auch dazu, dass sich manchmal alte Erinnerungen und moderne Begebenheiten überlagern; immer dann, wenn sich die jeweiligen Situationen sehr ähneln. Das *kann* gut sein, *kann* aber auch negative Effekte haben. Zum Beispiel dann, wenn ich mich plötzlich in eine Ecke kauere und nicht mehr weiß, was ich tun soll und dabei schlicht vergesse, dass ich – anders als Sandrine Burgees, die 1910 auf die Welt kam, 1925 vergewaltigt wurde und sich 1934 das Leben nahm, weil sie die Schande niemals überwinden konnte – eine Waffe sowie ein Handy einstecken habe.

Und dies ist keine ausgedachte Geschichte! Vor zwei Jahren meinte ein Date nach einem romantischen Abendessen, er müsse nun zu einer wenig romantischen Vergewaltigung ansetzen. In seinem Haus stieß er mich überraschend in eine Ecke, ehe er auf mich einprügelte.

Normalerweise wäre die Situation rasch unter Kontrolle gewesen, schließlich hatte ich meine Waffe einstecken. Doch plötzlich schoben sich Sandrines Erinnerungen vor mein inneres Auge, mein Bewusstsein reiste zurück in ihre Zeit und ich wurde zu einem wehrlosen, kreischenden Mädchen.

Fast hätte mich der Idiot tatsächlich vergewaltigt. Plötzlich aber kehrte mein Unterbewusstsein wieder zurück, ich war wieder Herrin meiner Sinne und mein Date starb, als er nach einem Messer griff und es in die Höhe riss.

In einem anschließenden Verfahren wurde ich freigesprochen und eigentlich hätte ich froh sein können. Aber seit dieser Nacht habe ich Angst, im entscheidenden Moment *nicht* zurück ins Hier und Jetzt zu kehren und dann hilflos zu erdulden, was andere vor mir erdulden mussten.

Und machen Sie sich kein falsches Bild – die Frauen der Familie Burgees waren keine glücklichen Wesen, die singend und tanzend auf grünen Wiesen Blumen pflückten. Sie alle hatten ihre Päckchen zu tragen, erlebten Gewalt, Unterdrückung, Verrat und hundertfachen Schmerz an Körper und Seele.

Zurück zum laufenden Fall!

Wir erreichen den Parkplatz, Goodman betätigt die Fernbedienung für die Zentralverriegelung und wir sehen einen roten Ford blinken.

»Du meine Güte!«, entfährt es mir. »Das ist eine Familienkutsche!«

»Ja!« Er lächelt. »Aber überwiegend preiswert!«

»Wunderbar. Sie müssen die Rechnung doch nicht bezahlen! Wir könnten auch etwas Schnelleres, Sportlicheres fahren.«

Das Lächeln weicht aus seinem Gesicht und er blickt ein wenig verlegen. »Nun ja, ich besitze keine Spesen-Karte oder so. Daher habe ich den Wagen tatsächlich auf eigene Kosten gemietet, um später mit Paraforce abzurechnen. Ich wollte einfach etwas Initiative zeigen.«

»So schlecht ist der Wagen gar nicht«, sage ich nachdenklich. »Die Sitze sehen ziemlich bequem aus.«

»Ja!« Er lächelt wieder, Erleichterung spiegelt sich in seinen Augen wider. »Möchtest du fahren?«

»Nein, nein – Sie haben den Wagen gemietet, Sie fahren auch! Sie wissen, in welchem Hotel wir absteigen?«

»Das Holiday Inn; laut Routenplaner sollten wir es in etwa dreißig Minuten erreicht haben.«

Wir steigen ein, er steckt sein Smartphone in die leere Universalhalterung am Cockpit und startet die Navigation. »Der Direktor schickte mir die Unterlagen des Falls. Ich habe sie auf dem Flug hierher durchgearbeitet«, sagt Goodman nach einer kleinen Pause. »Dämonisch!«

»Im wahrsten Sinne des Wortes!«, erwidere ich. »Sie wissen, dass ich aus Los Angeles komme? Wir haben die Tante des einzigen Überlebenden und ihn selbst befragt. Wir glauben, dass sich die Dinge genau so abspielten, wie man sie auf dem Film sehen kann.«

Im Folgenden bringe ich Goodman auf den neuesten Stand. Dann schließe ich die Augen, denn der Flug war anstrengend und nun macht sich der Schlafmangel bemerkbar.

Ich döse ein und werde erst wach, als der Wagen stoppt. »Wir sind da!«, merkt mein temporärer Partner an und deutet aus dem Fenster auf das große Hotel.

Gähmend steigen wir aus.

»Wir checken ein, bitte bringen Sie das Gepäck in die Halle!«, sagt Goodman und reicht einem herbeigeeilten Mitarbeiter des Hauses die Schlüssel des Wagens sowie zwei Eindollarscheine.

»Achtung - Baptiste ersetzt kein Trinkgeld«, mahne ich grinsend.

»Als Jugendlicher habe ich in einem Hotel gejobbt. Ich weiß, dass die Jungs wenig verdienen. Irgendwie fühle ich mich noch immer mit ihnen verbunden!«

Wir gehen zur Rezeption, erhalten unsere Schlüssel und fahren mit einem Aufzug hinauf in den dritten Stock. Ein Page begleitet uns, die Koffer auf einem Wagen.

»Wir treffen uns in einer halben Stunde in der Halle.«

»Und dann?«, fragt Goodman neugierig.

»Dann fahren wir zu einem kleinen Museum ganz in der Nähe. Der Besitzer, ein Mister Brown, bezeichnet sich selbst als Experte für den Gray Forrest. Er betreibt eine Webseite zu dem Thema, sammelt Vermisstenfälle und hat verschiedene Theorien aufgestellt, was es mit dem Dämon auf sich hat!«

»Klingt gut! Woher weißt du von dem Museum?«

»Für solche Recherchen ist der Operator des Teams zuständig. Mein Operator heißt Jane Malorny. Sie werden Sie kennenlernen, sobald ich Ihnen später Ihre Ausrüstung gegeben habe!« Ich deute auf ein Päckchen. Es lag tatsächlich bereits in meinem Postfach und ruht nun auf den Koffern. »Machen Sie sich frisch, ruhen Sie sich etwas aus - wer weiß, was der Tag noch bringt!«

Er schaut an mir vorbei zu einer jungen Frau, die gerade ihr Hotelzimmer verlässt. Sie schenkt ihm ein sanftes Lächeln, dann verschwindet sie in der noch offenen Lift-Kabine, die wir zuvor nutzten. »Ja, wer weiß!«

»Das meinte ich eigentlich nicht!«, lasse ich ihn wissen und betrete mein Hotelzimmer.

Der Page schleppt meinen Koffer hinein, legt das Päckchen auf das Bett und wartet kurz. Ich drücke ihm fünf Dollar in die Hand, er verneigt sich und geht.

Was für ein Spinner! Grinsend lasse ich mich auf das Bett fallen. Es tut *so* gut – am liebsten würde ich den Rest des Tages hier liegen und erst am nächsten Tag mit den Ermittlungen beginnen.

Wäre ich alleine, würde ich das wohl auch tun. Aber Goodman wird sich an alles erinnern, was wir tun. Es ist nicht notwendig, ihm ein schlechtes Beispiel zu geben. Wenn sich schon der Commander ausruht, dann darf das doch wohl jeder, oder?



Kapitel 6

Wenn Tote sprechen

I

Huntsville, Alabama

Das Museum liegt in einer kleinen Seitenstraße, abseits der großen und geschäftigen Stadt. Wieder überlasse ich Goodman das Steuer, während ich mir noch einmal die Webseite anschau.

Mein temporärer Partner freute sich über die Brille, den Haiku und die Munition wie ein Kind, dem man ein besonders feines Weihnachtsgeschenk überreicht.

Noch mehr freute er sich jedoch über den Ausweis, den Baptiste ebenfalls mitschickte. Meinen Hinweis, dass dieser Fall darüber entscheidet, ob er all das behalten darf oder künftig wieder Geschäftsleute beschützt, schien er kaum wahrzunehmen.

Wenn man den Texten auf der Webseite glauben darf, ist die Legende vom Dämon vom Gray Forrest sehr viel älter, als die Studenten in dem Film annahmen. Demnach sprachen schon die Ureinwohner von einem Wesen, das im Wald umgehe und Menschen tötet; lange, bevor der Krieg zwischen Nord und Süd ausbrach.

»Die meisten Dämonen sind alt, oder? Ich meine – die

entstehen doch nicht einfach so!«

Ich schaue ihn nachdenklich an. »Dämonen entstehen nicht einfach, nein. Aber die Frage ist doch, ob Dämonen eigentlich Dämonen in dem Sinne sind, wie sie die Menschen sehen. Woher kommen sie, wie heißen sie wirklich?«

»Meine Großmutter war von der Existenz solcher Kreaturen überzeugt!«, sagt Goodman. »Sie war auch davon überzeugt, dass es die Hölle gibt!«

»Ich weiß nicht ... Wenn man sich anschaut, wie aus Göttern plötzlich Dämonen wurden, nur weil das Christentum und später der Islam die fremden Götter vertrieb, kann man schon an der Beschaffenheit solcher Wesen zweifeln.«

Ich stecke den Haiku wieder ein, schaue aus dem Fenster - und sehe Flammen aus einem Haus schlagen.

Unglücklicherweise handelt es sich dabei um das Museum!

Goodman tritt heftig auf die Bremse, während ich bereits aus dem Wagen springe. »Feuerwehr!«, rufe ich ihm zu, laufe zu dem kleinen, alten Haus und stoße die Tür auf. Sofort schlagen mir Flammen entgegen. Gleichzeitig bemerke ich aber, dass es nicht so schlimm ist, wie es den Anschein hat.

Das Feuer beschränkt sich auf die vom Eingang gesehen linke Seite. Dort brennen Vorhänge, ein Stück der Decke und der Teppich.

Rechts hingegen ist der Weg frei, um hinein ins Museum zu gelangen.

»Ist hier jemand?«, rufe ich in den Raum hinein und versuche dabei, das Knacken und Knistern der Flammen zu übertönen.

»Ja, wir sind hier!«, erwidert eine feixende Stimme.

Sofort ziehe ich meine Pistole und laufe los, in jene Richtung, aus der die Stimmen kamen.

Zwischen zwei großen Vitrinen stehen drei junge Männer in bunten Kleidern. Auf dem Boden, zu ihren Füßen, liegt ein alter Mann. Er blutet aus einer Kopfwunde, seine Glieder zucken unkontrolliert.

»Was soll die Scheiße?«, fahre ich die Männer an.

Einer von ihnen wirbelt herum. Er grinst mich boshaft an und hebt einen Baseballschläger. »Sankto wird nicht wieder in die Erde zurückkehren. Oh nein, er ist mächtig! Er wird bleiben!«

»Sankto?«, frage ich. »Wer ist das?«

Der Mann grinst, dann rennt er auf mich zu, den Baseballschläger schwingend.

Erst mein Schuss stoppt ihn.

Die Kugel dringt in seine Schulter ein, schleudert ihn herum und lässt ihn mit einem lauten Schrei zu Boden gehen.

Die anderen starren ungläubig auf ihren Freund, dann schwingen sie sich über die rechte der beiden Vitrinen und laufen davon.

Hinter mir zischt es, dann höre ich Goodman rufen, dass er einen Feuerlöscher gefunden hat.

Jener, der mich angegriffen hat, liegt reglos auf dem Boden. Er hat das Bewusstsein verloren, der Schmerz wurde zu stark.

Anders jener Mann, den wir besuchen wollten. Der Alte liegt stöhnend auf dem Boden. Noch immer bewegen sich seine Glieder konvulsivisch, seine Beine schaben über den Boden. Mehr und mehr Blut sammelt sich um seinen Kopf.

Als ich neben ihm in die Hocke gehe, wird mir klar, dass hier ein Sterbender liegt. Sein Kopf weist eine hässliche Wunde auf. Der Knochen ist zerstört, das Hirn liegt an einer Stelle frei. Splitter der Schädeldecke wurden hineingetrieben, Blutgefäße sind geplatzt.

Speichel sprüht von den Lippen des Mannes, dann

würgt er plötzlich. Mehrfach schnappt er nach Luft, ehe er sich wieder etwas beruhigt.

»Das Feuer ist aus!«, ruft Goodman, während er neben mir in die Hocke geht. »Armer Hund. «

»Ich brauche ein leeres, verschließbares Glasgefäß! Schnell!«, rufe ich ihm zu.

»Wozu ...«

»Keine Debatte! Rasch, verdammt!«

Er springt auf, schaut sich um und bringt mir schließlich ein Glas, in dem sich einst Senf befand. Nun liegen zwei gekochte und geschälte Eier darin. »Aus einer Tasche unter der Theke. Das Essen des Mannes!«

Ich schraube den Deckel ab und lasse die Eier zu Boden fallen. In der Ferne hören wir bereits Sirenen von Polizei, Feuerwehr und Rettungswagen.

»Halt sie auf. Ich brauche ein paar Minuten, dann geben wir den Tatort frei. Aber halt sie auf!«

»Aufhalten?«

»Ja, aufhalten!« Ich sehe, dass es mit dem Mann zu Ende geht. Rasch hole ich mein Taschenmesser sowie einen kleinen Beutel hervor. Letzteren öffne ich, klappe dann das Messer auf und schneide mir in die Hand. Blut quillt hervor, das ich in den Beutel fallen lasse.

»Was tust du da?«, fragt Goodman fassungslos. Die ersten Rettungswagen halten vor der Tür.

»Lass niemanden zu mir rein. Niemanden, verstanden! Los, geh!«

Er tritt davon, während ich noch etwas mehr Blut in den Beutel tropfen lasse. Dann gebe ich den Inhalt in das Glas, lasse etwas von dem Blut des Sterbenden hineintropfen und lege meine Hand auf die Öffnung des Gefäßes.

Mit geschlossenen Augen beginne ich eine Formel zu murmeln, die sehr viel älter ist als die Religion, der sie nun

zugeordnet wird. Sie wurde schon von Magiern genutzt, ehe man Glaubensrichtungen festlegte und der Voodoo geboren wurde.

Eisenzeit, vielleicht sogar Steinzeit!

Meine Hand erhitzt sich. Eine Verbindung entsteht zwischen mir und dem, was sich in dem Glas befindet.

Der Mann macht derweil seine letzten Atemzüge. Seine Bewegungen werden schwächer, er schlägt die Augen auf und blickt mich an.

»Keine Angst, das Sterben schmerzt nicht! Ich werde Ihnen helfen!«

Sagen kann er nichts, denn ich nehme die Hand vom Glas und lege sie auf seinen Mund. Aber ich sehe seinen dankbaren Blick. Schon jetzt spürt er meine Magie und etwas tief in seinem Innern sagt ihm, dass er in Sicherheit ist. Dass er loslassen kann.

Vielleicht ist es der Zauber, der sich über die Hirnschäden hinwegsetzt und direkt in seine Seele eindringt.

»Haben Sie keine Angst, Mister Brown!«, wiederhole ich. »Ihr Mörder liegt tot neben uns und fährt zur Hölle. Sie aber werden ein ewiges Leben leben! Das verspreche ich Ihnen!«

In seine Augen tritt Freude, ehe sein Körper erschlafft und der Blick bricht.

Jetzt geht es los!

Etwas Kühles berührt meine Hand. Erst sanft, dann fordernd. Stärker und stärker stemmt es sich gegen den Widerstand.

Die Seele des Mannes!

Mit der freien Hand presse ich die Öffnung des Glases seitlich gegen den Mund des Toten, lockere den Griff an dieser Stelle und lasse zu, dass der Odem von Mister Brown in das Gefäß entweicht. Ein dünner, blauer Hauch

breitet sich darin aus und kommt zur Ruhe.

»Hab keine Angst! Du bist nicht mein Gefangener; ich werde dich bald entlassen. Aber zuvor müssen wir uns noch unterhalten«, sage ich, die Lippen auf die Öffnung gepresst. Nun spreche ich mit der Seele, und Seelen spreche ich niemals mit Sie an. Die Verbindung, die zwischen ihr und mir aufgrund der Magie entstand, ist so intensiv, dass keine Distanz zwischen uns besteht.

Gemeinsam mit dem Beutel und meinem Messer stecke ich das nun verschlossene Glas ein.

Goodman streitet sich mit mehreren Beamten, als ich zu ihm aufschließe.

»Sie können nun hinein!«, sage ich direktiv. »Der verletzte Typ mit dem Baseballschläger ist einer von drei Tatverdächtigen, die den Museumsbesitzer töteten und Feuer legten. Wir haben die Tat nicht gesehen, denn als wir eintrafen, musste mein Kollege erst einmal die Flammen löschen. Ich hingegen wurde von dem Verletzten angegriffen und schoss, während seine beiden männlichen Freunde flohen!«

»Wieso durften wir nicht hinein?«, schreit mich ein Sanitäter an.

»Ich war bereits mit Ermittlungen beschäftigt. Dem Toten war nicht mehr zu helfen, der Verletzte konnte auch zwei Minuten warten!«

»Das werden wir noch sehen!«, ruft der Sanitäter und eilt mit seinen Kollegen hinein.

Auch die Polizeibeamten vor Ort sind alles andere als glücklich, als ich einem von ihnen meine Karte in die Hand drücke. »Rufen Sie an, wenn Sie meine Aussage schriftlich brauchen!«

Mehr sage ich nicht, sondern bedeute meinem temporären Partner, dass wir verschwinden.

»Was in aller Welt hast du da drin getan?«, fragt Goodman, als wir zurück zum Hotel fahren.

Ich hole das Glas hinaus und zeige es ihm.

»Was ist das?«

»Die Seele des toten Mister Brown!«

Er stößt einen Schrei aus und verreißt fast den Lenker.

»Die Seele? Du ... kannst die Seele eines Menschen einfangen?«, schreit er sein Erstaunen heraus.

»Ich kann noch sehr viel mehr. Nun müssen wir sie noch in die Lage versetzen, mit uns zu sprechen, dann sind wir schon einen Schritt weiter!«

»Und wie machen wir das?«, fragt Goodman fassungslos.

»Abwarten!«

II

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, mit einer Seele zu kommunizieren. Manche sind einfach, andere sind es nicht. Garantien gibt es keine, und wenn eine davon funktioniert, bringt sie das gleiche Ergebnis, wie es alle anderen gebracht hätten.

Daher entscheide ich mich für die einfache Variante, wohl wissend, dass wir nur einen Versuch haben.

Man hat immer nur einen Versuch!

»Ich kann noch immer nicht verstehen, wie du die Seele eines Menschen einfangen kannst«, sagt Goodman.

»Ich bin eine Nekromantin. Die Seele eines Menschen einzufangen ist zwar höhere Magie, aber alle Nekromanten können es!«

Goodman starrt mich an, dann funkeln seine Augen plötzlich. »Ich will es lernen!«

Lachend öffne ich ein kleines Beautycase. Im Innern befinden sich jedoch keine Schmink-Utensilien, sondern di-

verse Kräuter, Mixturen, Phiolen, Kerzen und sonstige Dinge, die eine Nekromantin brauchen könnte.

In New Orleans lag dieses Köfferchen stets im Kofferraum meines Wagens, nun nehme ich es mit auf Reisen.

»Was ist daran so lustig?«, fragt Goodman indigniert.

»Man kann kein Nekromant werden. So etwas ist man, oder man ist es nicht. Magie ist angeboren, nicht angelehrt!«

»Oh!« Er blickt zu Boden. Dann aber lächelt er. »Das gehört sicher zu den Dingen, die ich bei Paraforce lerne, oder?«

»Wenn du zu Paraforce willst, dann musst du an deinem Verhalten arbeiten!«, lasse ich ihn wissen und verzichte nun ebenfalls endgültig auf die Höflichkeitsform.

»Und ... was?«, fragt er erschrocken.

»Zum einen musst du handeln, ohne zu fragen. Du hattest heute Glück, dass mir noch ein paar Minuten blieben, bis der Mann starb. Wäre es eiliger gewesen, hättest du meinen Plan durch dein Zögern zunichtegemacht!«

»Ich bin es nicht gewohnt, irgendwelche Befehle auszuführen, ohne ihren Sinn zu verstehen. Daheim leite ich eine Schicht und gebe Anweisungen!«

»Daheim hast du es mit Ladendieben und Falschparkern zu tun. Entweder, du bist bereit, dich den Anweisungen eines erfahrenen Agenten zu fügen, oder du fliegst zurück und leitest wieder eine Schicht der Patrol Special Police!«

»Ich bemühe mich«, erwidert er kleinlaut. »Was noch?«

»Hör auf, ständig irgendwelchen Frauen nachzuschauen, zu jovial zu Fremden zu sein und versuche, gediegener aufzutreten. Wir repräsentieren die Vereinten Nationen! Das ist kein Klub spätpubertärer Jungs, die anzügliche Sprüche machen und Frauen nachstarren, wenn die in einem Hotelflur an einem vorbeigehen. Selbst wenn du dei-

ne Nacht nicht alleine verbringen willst, dann gehe es subtiler und erwachsener an!«

»Ich werde mein Bestes geben. Es ist nur so, dass ich bisher ...«

»Was?«, frage ich neugierig.

»Ich hatte bisher nicht sehr viel Glück bei Frauen. Mein Bruder ist anders. Er hat Erfolg mit der Masche und schleppt eine nach der anderen ab. Ich hingegen ...«

»Dann passt diese Masche zu deinem Bruder. Bei dir wirkt sie aufgesetzt und das stößt eine Frau ab.«

»Okay, ich ... gebe mein Bestes. Ich will zu Paraforce! Unbedingt! Dafür ändere ich, was du willst. Mein Verhalten, meinen Haarschnitt, meine Garderobe ...« Dann betrachtet er verlegen und schweigend das Glas mit der Seele des Verstorbenen.

Der blaue Dunst darin ist zur Ruhe gekommen. Ich weiß, dass sich die Seele wohlfühlt. Sie wartet, dass ich sie ansprechen und anschließend freilassen werde.

»Was war in diesem Beutel?«, will Goodman wissen. »Jener, den du für das Ritual genutzt hast?«

»Kräuter, eine Hühnerleber und pulverisiertes Hühnerblut. Es ist die Instant-Variante eines Opfers. Das funktioniert aber nur, wenn das Tier, dessen Teile in dem Beutel liegen, zuvor nicht anderweitig für ein Ritual genutzt wurde. Ein Huhn pro Ritual.«

»Auch dann, wenn du die Zutaten für das Ritual vorher absonderst?«

»Auch dann!«, bestätige ich. »Ich könnte das eine Ritual in China, das andere in New York durchführen, und dennoch wäre der bisher nicht genutzte Teil des Tiers wertlos. Wir sprechen von Magie, und die ist nicht an Grenzen, Entfernungen oder Zeiten gebunden. Wenn ich ein Huhn töte, um es für den Beutel vorzubereiten, wandert der gro-

ße Rest ganz woanders hin!«

»Und wohin?«

»In den Ofen! Denn essen darf man das, was übrig bleibt.«

Goodman lacht leise, während ich beginne, ein paar Kräuter in einem Mörser zu mischen und anschließend zu zerstampfen.

Das Pulver schütte ich in ein Glas aus der Minibar, gehe ins Bad und gebe dort etwas Wasser hinzu.

Mit einem kleinen, dünnen Stab aus purem Silber verrühre ich die Zutaten zu einer breiigen Masse, lege meine Hand auf den Rand des Glases und spreche mit geschlossenen Augen eine alte Formel.

Zuhause würde ich für dieses kleine Ritual einen Becher aus Zinn nutzen; die Magie würde sofort in den Brei fließen und binnen Sekunden wäre ich fertig. Doch Glas leitet die Magie sehr viel schlechter, sodass ich auch hier die Worte mehrfach wiederholen muss, bis die Masse zu blubbern beginnt.

Als ich aufschaue, sehe ich Goodman neben mir stehen, die Augen ehrfürchtig auf mich und das Glas gerichtet.

»Such aus der Minibar das Getränk, das dir am besten schmeckt. Ganz egal was, ganz egal wie teuer«, sage ich freundlich.

Er holt eine kleine Flasche Southern Comfort aus dem kleinen Kühlschrank.

»Öffne sie und schütte den Inhalt in das Glas!«

Er schaut erstaunt, kommt meiner Aufforderung aber nach. Besonders eilig hat er es jedoch nicht. Offenbar ahnt er, worauf das hinausläuft.

»Hol dir aus dem Bad ein Handtuch. Dann zieh dich aus und lege dich auf das Bett! Das Handtuch legst du bitte zweimal gefaltet auf deinen Unterleib!«

Ich sehe ihm an, dass er gerne widersprechen würde. Aber er möchte auch zu Paraforce – also kommt er langsam, sehr langsam meiner Aufforderung nach.

»Auch die Unterhose?«

Ich nicke und wende mich ab. »Deck dich zu, wenn du fertig bist!«

Es dauert etwas, dann räuspert er sich. »Fertig!«

Als ich ihn wieder anschau, liegt er im Bett, die Augen nahezu panisch auf mich und das Glas in meiner Hand gerichtet. Ich reiche ihm das Getränk. »Auf Ex!«

»Wozu?«

»Für ein paar Minuten wird sich deine Seele zurückziehen, in den hintersten Winkel deines Selbst. Damit macht sie Platz für die Seele des Verstorbenen. Ich werde mich mit ihr unterhalten, sie dann freigeben, und wenn du erwachst, wird alles wieder so sein, wie du es kennst.«

Er schluckt, starrt auf das Glas und schwitzt plötzlich. »Kann ... auch etwas schiefgehen?«

»Sicher. Es könnte sein, dass deine Seele nicht zurückkehrt. Oder dass sich die fremde Seele in deinem Körper sehr wohl fühlt. Aber hab keine Angst, ich weiß für jede Komplikation das passende Gegenmittel!«

Seine Hand zittert, als er das Glas an die Lippen führt. »Ich hoffe, du erinnerst dich an diesen Moment, wenn du meine Beurteilung schreibst«, sagt er kläglich, ehe er das Zeug hinunterkippt. »Hey, das schmeckte nicht einmal ...«

Mitten im Satz kippt er zurück. Ein unartikulierter Laut kommt über seine Lippen, dann verliert Goodman das Bewusstsein. Sekunden vergehen, dann bekommt er eine gewaltige Erektion.

Da sag einer, ich sei keine verflixte gute Nekromantin!

Die Seele bleibt ruhig, als ich den Deckel öffne. »Ich möchte, dass du den hier liegenden Körper als Gefäß be-

nutzt. Nur ein paar Minuten, dann bist du frei!«

Der blaue Dunst wabert durch die Öffnung, schwebt kurz über dem Gesicht meines temporären Partners und schlüpft schließlich durch den Mund in den Körper hinein.

Es dauert etwas, dann schlägt Goodman die Augen auf. Aber es ist nicht Goodman, der mich anschaut.

»Danke!«, sagt Brown mit leiser Stimme. »Danke für das, was du getan hast! Ich hatte Angst vor dem Tod, aber dann hast du zu mir gesprochen und seither fühle ich mich sicher.«

»Meine Hilfe war das Mindeste, was ich für dich tun konnte. Du musstest wegen deines Wissens sterben! Und nun sage mir, was du uns bei dem Treffen gesagt hättest! Was weißt du über den Dämon vom Gray Forrest?«

Ein dünnes Lächeln umspielt die Lippen des Mannes. »Ich habe lange geforscht. Sehr lange! Ich glaube nun, dass es sich bei ihm um einen Vila handelt!«

»Einen Vila?«, frage ich erstaunt.

»Ja! Ich weiß, man sagt, sie kämen nur in Europa vor. Aber das stimmt nicht. Ich habe sehr alte Bücher gelesen. In Südamerika wurden sie gesehen, in Nordamerika und auch in Afrika und Australien. Überall, wo Menschen leben, sind sie anzutreffen!«

»Ein Vila ... Wenn das stimmt, wird es schwer, ihn zu bannen!«

»Oh ja! Aber es gibt Wege. Edles vertreibt Unedles, Gutes besiegt das Böse! Totes wird durch Lebendes gebannt!«

Gerne würde ich Brown fragen, was er damit meint, aber seine Zeit in Goodmans Körper geht zu Ende. Die Lider werden schwer, das Gesicht entspannt sich. Bei solch einem Ritual hat man selten mehr als ein, zwei Minuten. Solange die Seele im Glas gefangen ist, kann man den Eintritt ins Jenseits verhindern. Schlüpft sie jedoch wieder in einen

lebenden Körper, setzt der Vorgang des Sterbens wieder ein und die Seele will weg aus dieser Welt.

»Geh nun, wohin du ziehen willst! Ich löse dich von meinem Band und gebe dich frei!« Ich presse meine Hände auf Goodmans Schläfen, beuge mich vor und küsse ihn auf die Lippen.

Etwas Kaltes berührt meinen Mund.

Mit Blut und Magie band ich die Seele an mich, mit einem Kuss löse ich das Band.

Die Seele wabert ins Freie, kaum dass ich mich zurückziehe. Für einen Moment schwebt sie sichtbar im Raum, dann verblasst sie. Wohin sie nun geht, ist nicht einmal mir bekannt.

Edles vertreibt Unedles, Gutes besiegt das Böse! Totes wird durch Lebendes gebannt. Was in aller Welt bedeutet das?

Goodman erwacht etwa zwanzig Minuten später. Er blinzelt, dann schaut er sich um und betastet seinen Unterleib. Seine Wangen nehmen einen roten Schimmer an, als er die Nässe im Handtuch ertastet.

»Angenehme Träume gehabt?«

»Was ist passiert?«, will er wissen.

»Das Ritual klappte, ich habe meine Antworten. Und was das andere anbelangt ... Ich dachte mir, ich mache es dir ein wenig angenehmer.«

»Angenehmer? Du weißt, was ...«

»Warum hättest du sonst das Handtuch nehmen sollen? Ich mag keine Flecken im Bett!«

»Du meine Güte!« Goodman starrt mich an, verschämt, verschwitzt - und doch gleichzeitig *befriedigt*. »Danke!«, sagt er leise.

»Kein Problem!«

Der gerade von mir genutzte Zauber kommt grundsätzlich mit recht wenigen Zutaten aus. In der Basis wird

die Seele des Helfers oder der Helferin einfach beiseitegeschoben und in einen tiefen Schlaf gezwungen. Natürlich träumt die Seele, es entstehen sehr intensive Bilder und Szenen.

Bleibt es bei der Basis, überlässt man die Träume dem Zufall.

Will man es dem Assistenten hingegen angenehmer machen, mischt man ein bisschen Traum-Puder hinzu.

Jeder Magier und jeder Nekromant kann mit den richtigen Zutaten den Traum eines Menschen beeinflussen. Das ist auch notwendig, denn einige Rituale setzen den Schlaf des Helfers voraus. Daher können wir steuern, was sie sehen. Zumindest das Thema, nicht die Details.

Eine spannende Szene mit dem Schläfer als Helden? Oder lieber ein entspannender Urlaub am Strand? Eine intensive Nacht mit dem passenden Partner?

All das ist möglich. Ich selbst gönne mir hin und wieder ebenfalls einen kleinen, passenden Traum; immer dann, wenn mir die Wirklichkeit unangenehme Bilder bescheren würde.

Wer jemals vor einer verstümmelten Leiche stand, ob nach einem Unfall oder einem Verbrechen, wird wissen, was ich meine.

Da Goodman laut eigenen Aussagen ein Defizit in Sachen Frauen hat, verschaffte ich ihm ein überaus anregendes Szenario. Dem Handtuch nach zu urteilen, das er mit spitzen Fingern in einen Wäscheständer im Bad wirft, hat er jede Minute dieser kleinen Session genossen.

III

»Wer oder was ist ein Vila?«, fragt mein Partner, als wir knapp eine Stunde später beim Dinner sitzen und dabei

über den Fall sprechen.

»Laut dem, was ich weiß, handelt es sich um Wesen, die im Wald hausen und dort Menschen angreifen, in die Irre führen oder auch verschwinden lassen. Ich dachte jedoch, sie seien nur in Osteuropa aktiv.«

»Wie vertrauenswürdig ist eine Seele?«, hakt er nach, während er seinen Blick über die Speisekarte gleiten lässt.

»Wir Nekromanten glauben, dass eine Seele nicht mehr lügen kann. Einige stellten sich für Versuche zur Verfügung oder sie experimentierten mit sterbenden Verbrechern. Die Erfahrung ist immer gleich – eine Seele kann weder lügen noch jemanden beleidigen oder gar bedrohen. So, als sei sie bei Freisetzung von allem Übel dieser Welt gereinigt.«

»Faszinierend! Demnach können wir den Worten des Toten vertrauen?«

»Ich vertraue ihnen ohne Vorbehalte!«

Goodman nickt. »Also schön. Und wie macht man einen Vila unschädlich?«

»Ich habe keine Ahnung!«, gebe ich zu. »Jane recherchiert. Vielleicht findet sie etwas heraus. Wir haben es mit sehr alter ...«

Ich halte inne, denn mir fällt etwas ein. Rasch bringe ich meine Uhr an den Mund. »Robert? Aufwachen, ich habe einen Job für dich!«

Der Totenkopf blinzelt träge. »CéNa! Was liegt an, Lady?«

»Ich erinnere mich daran, im Twilight ein Gebäude mit der Bezeichnung *The Dark and Unusual Library*⁷ gesehen zu haben. Weißt du etwas darüber?«

Robert der Totenkopf kichert. »Sicher weiß ich etwas da-

7 Die Dunkle und Ungewöhnliche Bibliothek

rüber! Von außen betrachtet ist es ein kleines, unscheinbares Haus. Aber geht man hinein – oh Mann, ich sage dir, da quellen dir die Augen über vor Staunen. Vier Stockwerke, jedes so groß wie ein Football-Feld. Und nur der gute Stoff, wenn du verstehst! Beschwörungen, Dämonenkunde und all der Kram. Manche sagen, von jedem dunklen Buch, das jemals geschrieben wurde, gibt es dort eine Kopie.«

»Erinnert mich an die Black Library in New Orleans«, sinniere ich. »Dort sieht es genauso aus.«

»Süße, für eine so mächtige Nekromantin bist du manchmal ein bisschen naiv!« Rob kichert.

»Wieso?«

»*The Dark and Unusual Library* befindet sich nicht in unserer Welt. Sie schwebt in einer Zwischendimension, wenn man so will, und das Haus im New Yorker Twilight ist nur der Eingang. Genau wie das Haus in New Orleans. Jedes Twilight hat einen Eingang und sie heißen alle anders, um die Wahrheit nach außen zu verschleiern!«

»Könnte man die Bücherei auch durch einen beliebigen Ausgang verlassen? Also zum Beispiel in New York hineingehen und in New Orleans herauskommen?«, frage ich aufgeregt.

»Das geht. Klar geht das! Normalerweise kommt man raus, wo man reingegangen ist. Aber es gibt zwei Möglichkeiten, das zu ändern. Entweder, du fragst das Personal freundlich, ob es dir einen anderen Ausgang öffnet. Dann kannst du hinausspazieren!«

»Das Personal freundlich fragen? Dort arbeiten Gnome – ich habe noch nie gehört, dass die einem einen Gefallen tun!«

Bloody Robert lacht. »Tun sie auch nicht. Aber manchmal hat man Glück ...«

»Was ist die andere Möglichkeit?«, hake ich nach.

»Du beantragst einen Schwarzen Bibliotheksausweis! Mit ihm kannst du so ziemlich alle Services nutzen, die dieses spezielle Bücherei bietet.«

»Und wie bekommt man den?«

»Die Gnome geben ihn nur raus, wenn man ihnen etwas besorgt, das sie dringend wollen und selbst nicht in ihren Besitz bringen können!«

»Danke!« Ich senke den Arm, aber dann fällt mir ein, dass es mir ja eigentlich um etwas anderes ging. »Bitte Handy Andy, einen Laufburschen in die Bibliothek zu schicken. Ich brauche Informationen darüber, wie man einen Vila besiegt, bannt oder vertreibt!«

»Okay, ich richte es ihm aus. Warte kurz!«

Rob verschwindet aus dem Ziffernblatt, kehrt aber nach einigen Sekunden zurück. »Er schickt jemanden los. Andy meldet sich, wenn er die Informationen hat!«

»Danke!«

»Dafür klebe ich an deinem Handgelenk, Süße. Aber ich wäre dir sehr dankbar, könntest du mir künftig einen Gefallen tun.«

»Welchen?«

»Du bist eine ziemlich hübsche Frau und ich genieße es, Dinge zu sehen, die andere normalerweise nicht sehen. Aber wenn du mal wieder einen Typen im Bett hast und mit seinem Schlong spielst, dann zieh mich vorher aus. *Das* will ich *nicht* sehen!«

»Okay«, erwidere ich grinsend, »kann ich machen!«

Ich blicke wieder zu Goodman, der meine Unterhaltung mit dem Blutigen Robert verfolgt hat und mich nun mit offenem Mund anstarrt. »Das ist ... Magie, oder?«

»Sicher!«

»Unglaublich! Ich meine – das ist ... Derart intensiv wurde ich noch nie mit Zauber und alledem konfrontiert.«

Mir fällt ein, dass ich kaum etwas von ihm weiß. Baptiste schickte mir zwar die Akte, aber bisher habe ich sie nicht gelesen. »Was führt dich zu uns? Was ist passiert, dass dich die Bewerbung hat abschicken lassen?«

»Ich habe einen Ghoul gesehen!«

»Wirklich?«, wundere ich mich. »Das ist überaus selten!«

»Darum glaubt mir wohl auch keiner«, sagt Goodman niedergeschlagen.

»Wie genau lief diese Begegnung ab? Und hab keine Angst – ich glaube dir!«

Er lächelt, aber es ist ein klägliches, trauriges Lächeln. »Einer unserer Kunden rief uns an; seine Frau habe im Bad um Hilfe gerufen, aber als er zu ihr gehen wollte, konnte er nicht hinein; etwas blockierte die Tür!«

Goodman seufzt. »Wir fuhren sofort zu ihm und drangen durch ein Fenster im ersten Stock in das Bad ein. Auf dem Boden lag die Frau und blockierte mit ihrem Körper tatsächlich die Tür. Sie war nackt, Blut hatte eine große Lache um ihren Unterleib gebildet.«

Mein Partner wischt sich über das Gesicht, als müsse er diesen schrecklichen Eindruck beiseite fegen.

»In der Toilettenschüssel sahen wir Blut sowie Urin, auf einem Stuhl lagen Handtücher und frische Wäsche – sie hatte wohl eine Dusche nehmen wollen und war zuvor aufs Klo gegangen. Wir folgerten, dass sie während des Geschäfts plötzlich blutete, dann aufsprang und schließlich zusammengebrochen war. Daran, dass sie tot war, bestand kein Zweifel. Die leeren, weit aufgerissenen Augen sowie die Blässe waren Beweis genug. Dennoch kontrollierten wir den Puls, fanden aber keinen!«

»Und dann?«, frage ich sanft, da Goodman wieder eine Pause einlegt.

»Ich zog die Leiche beiseite, mein Kollege ging hinaus,

um mit unserem Kunden zu sprechen. Zudem informierte er die Polizei. Ich hingegen blieb zurück, um die Leiche zu bewachen. Wir wussten ja nicht, was sich im Haus abgespielt hatte. Und dann, während ich da saß, kroch plötzlich ein grüner Schleimbatzen aus dem After der Toten. Mehr und mehr von dem Zeug kam. Es stank bestialisch; nach Tod und Verwesung. Am schlimmsten aber war, dass ich ein Gesicht in dieser Masse ausmachen konnte. Augen, Nase und Mund. Ich fotografierte das Zeug, während der Schleim langsam zur Toilette rutschte und darin verschwand.«

»Ja, das klingt ganz nach einem Ghoul«, gebe ich zu.

»Natürlich wollte mir keiner glauben. Aber ich hatte ja das Video und ein paar Bilder als Beweis. Zudem kam der Gerichtsmediziner zu dem Schluss, dass die Frau innen völlig ausgehöhlt worden war. Alle Organe bis zur Lunge und dem Herz waren einfach weg. Es gab keine Blutgefäße mehr im Magen, keine Blase, keine Eierstöcke. Der gesamte Torso war nur noch eine Hülle, wenn man es genau betrachtet.«

»Wie ging es weiter?«

»Ich recherchierte auf eigene Faust. Nahm ein paar Tage Urlaub, las Bücher über Okkultes und fand schließlich heraus, was ich da gesehen hatte. Mein Bruder, dem ich die Texte vorlegte, gratulierte mir und meinte im Scherz, ich solle mich doch bei Paraforce bewerben.«

»Aber für dich war es kein Scherz, hm?«

»Nein! Obwohl ich zuvor nie von dieser Organisation gehört hatte, *wusste* ich, dass dies mein Platz sein würde. Ich habe das Grauen gesehen und will es vernichten!«

»Das Grauen hat viele Gesichter und nicht jedes paranormale Wesen wird von uns gejagt und vernichtet. Wir töten nicht jeden Vampir oder Werwolf, nur weil er ein Vampir

oder Werwolf ist! Es gibt in dieser Welt sehr viel Grau und nur wenig Schwarz oder Weiß. Unsere Aufgabe ist es, sehr genau hinzuschauen und dann zu entscheiden, was wir tun.«

»Das sagte auch Baptiste, als ich mit ihm sprach. Aber das wird sich finden, wenn ich erst einmal die Hürde genommen und den Job ergattert habe!«

»Stimmt!«, erwidere ich freundlich.



Kapitel 7

The Dark and Unusual Library

I

Huntsville, Alabama

»Wie geht es heute weiter?«, will Goodman wissen, als wir uns am nächsten Morgen beim Frühstück gegenüber-sitzen.

Am Abend zuvor hatte ich auf eine Nachricht von Handy Andy gewartet, aber er meldete sich nicht. Daher scheue ich davor zurück, in den Wald zu fahren, um mir diesen Dämon näher anzusehen.

Die Nacht verlief überaus ruhig; ich ging um zehn zu Bett, schaute mir eine Komödie auf Pay-TV des Hotels an und schlief beim Abspann ein. Erst der Wecker holte mich aus einem recht angenehmen Traum, in dem meine erste, große Liebe eine entscheidende Rolle spielte.

Alte Liebe rostet nicht!

Goodman schlief laut eigenem Bekunden wie ein Engel. Offenbar hatte er sich von dem kleinen Ritual erholen müssen. Auch wenn mein Trunk kaum Nachwirkungen hatte, wollte sein Körper doch etwas Ruhe - und bekam sie wohl auch.

»Ich weiß es noch nicht genau«, gebe ich zu. »Du kannst

nach dem Essen mit der Polizei sprechen; mal hören, ob sie den Mörder von Brown schon verhört haben! Ich hingegen recherchiere selbst ein wenig. Mal sehen, was ...«

Robert unterbricht mich. »Hey, Süße!«

Ich blicke ihn an. »Hat sich Andy endlich gemeldet?«

»Hat er. Der Bursche, den er in die Bücherei schickte, blieb die ganze Nacht da drinnen. Nun sind die Notizen zu umfangreich, als dass er eine Auswahl treffen könnte.«

»Was bedeutet das?«

»Dass er sie für dich in der Bibliothek hinterlegt hat; du brauchst sie nur abzuholen!«

»Das ist unpraktisch. Ich befinde mich in Huntsville, Alabama. Das nächste Twilight ist ...«

»... knapp 500 Yards von deinem Hotel entfernt!«, sagt Rob kichernd. »Auch in Huntsville gibt es eines. Merk dir die Regel – hat eine Stadt mehr als 100.000 Einwohner, findest du auch ein Twilight. Manche sind winzig, andere groß. Aber Hexen, Magier, Vampire und Werwölfe überall auf der Welt haben die gleichen Bedürfnisse, die nur im Twilight befriedigt werden.«

»Perfekt. Richte Andy meinen Dank aus!« Dann blicke ich zu Goodman. »Du hast mitgehört?«

»Ja. Also besuchen wir heute diese Bücherei?«

»Sobald du mit der Polizei gesprochen hast! Ich bin schon sehr gespannt, was für uns bereitliegt.«

II

Der junge Mann, den wir in dem Museum verhaftet haben, ist tot.

Casimir Forster, so sein Name, erhängte sich mit einem Infusionsschlauch an seinem Krankenhausbett, ohne eine Aussage gemacht zu haben. Der Beamte, der vor der Tür

Wache hielt, bekam von dem Drama nichts mit. Keiner hatte damit gerechnet, dass der junge Mann *so etwas* tun würde.

Nicht zu ändern!

Goodman schaut sich ehrfürchtig um, als wir das Twilight von Huntsville betreten. Es ist nicht sonderlich groß; lediglich acht Straßen mit Shops, ein paar Wohnhäusern und eben jener einen Bücherei. Hier, in Huntsville, heißt sie *The Magical Bookshelf*.

»Schau dir das an!«, ruft Goodman. »Ein Laden, der spezielle Nahrung für Vampire verkauft! Und da – ein Voodoo-Shop!«

»Gut! Erwinnere mich daran, dass ich nachher ein paar Zutaten kaufe. Zwei Rituale an einem Tag zehren die ohnehin knappe Reise-Vorräte auf.«

Wir betreten die Bibliothek und sofort fühle ich mich heimisch. Die hohen Räume, die Leitern und die Gnome, die geschäftig Bücher einräumen oder Kunden an den Schaltern abfertigen. All das ist mir vertraut.

»Ich hole die Unterlagen. Willst du dich umschaun?«

»Darf ich?«, fragt er wie ein Kind in der Spielwarenabteilung von Wal-Mart.

»Ja! Aber pass auf – manche Bücher sind gefährlich. Sie haben einen Totenkopf auf dem Einband; die lass bitte zu!«

»Okay!« Damit geht er davon.

Grinsend schaue ich ihm nach, stelle mich an einem der Schalter an und rutsche Stück für Stück vor.

Schließlich stehe ich vor einem uralten Gnom, dessen Gesicht mit Falten überzogen ist. Auf seinem Kopf sitzt eine blaue Zipfelmütze, und irgendwie erinnert er an einen alten, mürrischen Gartenzweig.

Seine Augen funkeln mich stahlblau an, seine schlanken Hände klopfen eine Melodie, die wohl nur ihm bekannt ist.

»Ja?«

»Céline-Natalie Burgees. Für mich müsste etwas hinterlegt worden sein!«

»Ja, das ist wahr!« Er kichert, obwohl ich den Grund dafür nicht erkennen kann, geht zu einem Regal, das hinter ihm an der Wand befestigt ist, und holt einen Stapel handgeschriebener Blätter hervor.

Diese reicht er mir.

»Sonst noch etwas?«

»Wenn ich schon einmal da bin ... Ich hätte gerne einen Schwarzen Bibliotheksausweis!«

Der Gnom hebt eine Braue. »So, hätten Sie gerne, hm?« Abermals kichert er.

»Was muss ich dafür tun?«

»Diese Ausweise geben wir nicht einfach heraus. Wir tauschen sie gegen etwas, das wir wollen! Das wir brauchen!«

»Und was könnte das sein?«

Er beugt sich vor. »Einen schwarzen Bezoar!«

»Einen schwarzen Bezoar? Wozu braucht ihr denn den?«

Er weicht etwas zurück. »Das ist nicht deine Sache, Nekromantin! Oh ja, wir wissen, wer du bist! Als dein Name gestern fiel, erinnerten sich einige von uns an dich. Hast schon früh für Aufsehen gesorgt! Damals, als du als junge Polizistin in New Orleans eine Strige besiegt hast! Jemand hatte sie ins Land gebracht, nicht wahr?«

Ich nicke. »Ein Magier brachte sie aus Rumänien mit. Als er sie dort kaufte, war sie winzig. Dann wuchs sie, er konnte sie nicht mehr halten und setzte sie aus. Sie tötete drei Menschen, ehe ich sie unschädlich machen konnte!«

»Und sie hatte einen schwarzen Bezoar im Magen, nicht wahr?« Gier blitzt in den Augen des Gnoms.

»Ja!«

»Wir wollen ihn! Wir wollen ihn seit jenem Tag!«

»Öffne einen Ausgang nach New Orleans, und ihr habt ihn in wenigen Minuten!«

»Wirklich? Du gibst ihn her? Du gibst ihn gegen einen Schwarzen Bibliotheksausweis?«

»Ja.«

Er lacht leise, dann winkt er mir zu, ihm zu folgen.

An der Tür murmelt er ein paar Wochen, öffnet sie – und ich stehe im Twilight New Orleans, nur wenige Straßen von meiner alten Wohnung entfernt!

Ich bin zu Hause!

Fasziniert von dieser Tatsache jogge ich durch die Straße. Manche sehen mich, einige rufen mir etwas zu.

Ohne innezuhalten betrete ich meine Wohnung. Ich habe sie noch nicht geräumt; nahezu mein gesamter Besitz befindet sich hier. In New York lagern nur jene Dinge, die ich mitnahm, als ich meinen Probemonat begann, sowie ein paar Sachen, die ich im Big Apple erwarb – vor allem Kleider.

Bisher ist diese Wohnung nicht einmal gekündigt. Ich kam noch nicht dazu und nun weiß ich nicht, ob ich es tun soll. Es ist plötzlich so einfach, hierher zu gelangen!

Der Bezoar liegt in einem Regal, gemeinsam mit anderen magischen Gegenständen.

Mit ihm in der Hand jogge ich zurück zur Bibliothek, trete ein und sehe, dass der Gnom auf mich wartet.

Als er den Bezoar sieht, streckt er seine Hände danach aus.

»Der Ausweis?«

Er reicht mir einen schwarzen, aus Leder bestehenden Bibliotheksausweis. Mein Name ist ebenso darauf zu sehen wie ein Bild von mir, das mich zeigt – just in diesem Moment.

Magie kommt ohne Fotografie, Druck und all das aus.

»Wie nutze ich ihn?«

»Es gibt ein Buch, das den Umgang erklärt. Wenn du jedoch vor allem den Ausgang nutzen willst, dann zeige der Tür deinen Ausweis, nenne die Stadt und geh hinaus. Das ist alles!«

Dankbar nehme ich den Ausweis entgegen. Eine winzige Nadel sticht mich in den Finger, ein Tropfen Blut tritt aus und wird von dem Leder aufgesogen.

»Nun bist du mit dem Ausweis auf ewig verbunden. Nun wissen wir und vor allem die Bibliothek, dass du ihn besitzt. Vieles ist dir nun möglich, was vorher nicht ging!«

Der Gnom hält seine Hand auf. Ich lasse den Bezoar hineinfallen, er greift zu – und lacht laut auf.

»Céline-Natalie Burgees gibt eines ihrer größten Besitztümer weg! Wir dachten immer, dass du so wissend und mächtig bist. Aber einen schwarzen Bezoar würde kein Magier hergeben, wenn er auch nur die Spur einer Ahnung hätte.«

Andere Gnome kommen hinzu und bejubeln den Tausch ihres Kollegen.

»Warum hast du das getan?«, fragt ein Magier, der sich ebenfalls zu uns gesellt hat. »Ein schwarzer Bezoar? Du besitzt einen schwarzen Bezoar und gibst ihn her?«

»Ich kenne die Macht eines solchen Gegenstands sehr wohl!«, erwidere ich gelassen. »Dieser hier ist jedoch der kleinste in meiner Sammlung. Daher kann ich ihn ruhig hergeben.«

Der Gnom, der mich zuvor noch auslachte, verstummt schlagartig. »Der Kleinste in deiner Sammlung? Du ... hast mehr davon?«

»Nun sind es noch fünf!«

Der Magier lacht laut auf. »Oh, damit haben die Kleinen

hier wohl nicht gerechnet, hm? Sonst hätten sie nicht nach dem kleinsten Bezoar gefragt!«

Der Gnom, der den Tausch abschloss, reicht mir den Bezoar. »Ich habe es mir anders überlegt! Wir wollen den Größten. Bring ihn uns, oder wir holen uns den Ausweis wieder ...«

Ein Donner grollt durch das Gebäude, der Boden bebt und die Regale schwanken kurz.

Der Gnom weicht zurück, das Gesicht schmerzhaft verzogen. »Ist ja gut, ist ja gut, ich entschuldige mich!«

»Die Bibliothek mag nicht, wenn magische Verträge gebrochen werden«, sagt der Magier mit einem Blick auf die Gnome, die nun verärgert zur großen Theke zurückkehren. Dann reicht er mir die Hand. »Antony McFeather. Ich wohne in Edinburgh!«

»Céline-Natalie Burgees, New Or... New York City!«, stelle ich mich vor.

»Ah, die legitime Nachfahrin von Marie Laveau! Ich kenne den Namen aus dem Who is Who der Magie! Steht hier auch irgendwo, aber ich habe eine Ewige Ausgabe zu Hause!«

»Es tut mir leid, es zugeben zu müssen, aber Ihr Name sagt mir nichts!«

»Das macht nichts!« Er lacht. »Ich habe es bisher in kein Nachschlagewerk geschafft. Magier in zweiter Generation, spezialisiert auf den bewahrenden Zweig. Heilzauber, Schutzwälle und Tier-Besänftigung – solche Dinge eben.«

»Überaus nützlich!«

Er nickt. »Was führt Sie hierher?«, fragt er dann.

»Ich wollte eine Zusammenfassung abholen. Es geht um einen Vila, der offenbar ein paar Menschen getötet hat. Ich muss ihn bannen, vernichten oder fortjagen; je nachdem, was sich gerade anbietet.«

»Ein Vila? Das ist schwer. Wie werden Sie es angehen?«

»Das weiß ich noch nicht! Ich hoffe, in der Zusammenfassung etwas darüber zu finden.«

Er wirft einen Blick auf die Blätter, dann deutet er auf ein mit einem Kasten umrandetes Ritual. »Dieses hier! Nach allem, was ich in den alten Büchern gelesen habe, kommt man damit am schnellsten und sichersten zum Ziel!«

Ich würde mich gerne bedanken, aber just in diesem Moment hören wir ein boshaftes Fauchen hinter uns. Ein Schrei erklingt, der wohl von Goodman stammt, dann jagt ein feuriger Löwe von etwa zwei Meter Breite und der doppelten Länge zwischen den Reihen hervor in die große Eingangshalle.

McFeather zieht seinen Magier-Stab, richtet ihn auf den näher kommenden Löwen und ruft einen Befehl. Ein Blitz schießt in das Tier und es vergeht in einem hellen Funkenregen.

Goodman schleicht mit gesenktem Kopf zu uns. »Es ... tut mir leid! Das Buch hatte keinen Totenkopf und ich dachte, ich könne die Formel darin einfach aufsagen. Schließlich bin ich doch kein Magier!«

McFeather schenkt meinem Partner ein amüsiertes Lächeln, seine Augen funkeln dabei humorig. »Hier drinnen, mein Freund, kann *jeder* Magie wirken, so er die Sprüche kennt. Eine der Besonderheiten dieser Bibliothek!«

»Danke für die Hilfe!« Ich reiche dem Magier die Hand. »Wenn Sie Lust auf einen Besuch in den USA haben, lassen Sie es mich wissen. Ich hole Sie gerne hier ab und zeige Ihnen New York und New Orleans!«

»Darauf komme ich gerne zurück. Ich hinterlasse Ihnen eine Nachricht! Sie haben schon ein Postfach eingerichtet?«

Er deutet auf einen Nebengang. Darin befinden sich unzählige Postfächer.

»Nein! Was ist das?«

»Für die Nutzer der Bibliothek. Sie können dort Nachrichten austauschen. Sehr praktisch, wenn man an verschiedenen Enden der Welt wohnt. Computer und Telefone funktionieren im Twilight schließlich nicht.«

»Dann sollte ich gleich eines einrichten! Besten Dank - erneut!«

Er winkt, dann geht er zum Ausgang. Ich schaue ihm nach und sehe ein mir fremdes Twilight, als er durch den Ausgang ins Freie tritt.

Wie gerne würde ich meinen Ausweis nehmen und ein paar Wochen lang durch die Welt reisen, von Twilight zu Twilight!

»Es tut mir wirklich sehr leid«, sagt Goodman verzweifelt.

»Hm?«

»Der Löwe!«

»Ach, vergiss es!« Ich klopfe ihm auf die Schulter. »Das kann jedem passieren, der zum ersten Mal hier ist. Komm, wir suchen uns Plätze. Während ich ein Postfach anmiete, liest du dir durch, wie dieses eine, spezielle Ritual geht und was man dazu braucht!«

Ich zeige ihm jenes mit dem Rahmen, deute auf einen freien Tisch und gehe dann erneut zum Schalter, um ein Postfach einzurichten.

Ohne zu murren gibt mir der Gnom das Fach mit der Nummer 115.800. Anschließend zeigt er mir das Register, in dem alle Besitzer eingetragen sind; sortiert nach Namen. Zum Glück muss man nicht händisch suchen; ein unglücklicher Geist, ganz ähnlich Bloody Robert, ist einem bei der Suche behilflich; wenn auch mit saurem Gesicht und derben Beleidigungen.

III

»Edles vertreibt Unedles, Gutes besiegt das Böse! Totes wird durch Lebendes gebannt«, sagt Goodman, als ich zu ihm zurückkehre und Platz nehme.

»Wie war das? Der Spruch kommt mir doch bekannt vor!« Ich schließe die Augen und denke nach. »Ja«, sage ich dann, »das stammt von Brown.«

»Es steht auf diesem Zettel – als Überschrift über dem Ritual. Man braucht Goldpulver, Silber und eine Maus, einen Hamster oder eine kleine Ratte.«

»Lebend oder tot?«

»Lebend. Wenn alles gut geht, überlebt das Tier das Ritual!«

»Hast du ein Haustier?«

Er schüttelt den Kopf.

»Wenn es funktioniert, schenke ich dir am Ende das Tier – samt Käfig und was man dazu braucht. Als Erinnerung an dieses Abenteuer. Also, welch ein Nager soll es denn sein?«

»Ein Hamster!«, sagt er spontan und grinst mich an. »Du bist viel netter, als ich zu Beginn dachte.«

»Das sagen sie alle. Und dann, wenn sie unter mir arbeiten, geben sie mir hinter meinem Rücken Schimpf- oder Spottnamen!«

Er lacht und schüttelt den Kopf. Sollte ich mich für eine Einstellung entscheiden, wird er es noch merken!

Wir verlassen die Bibliothek, nachdem wir uns durch die Notizen gearbeitet haben. Ich leihe mir noch ein Buch mit Ritualen der Nekromantie aus – man kann nie genug lernen – und gebe Goodman eine Einführung in die Magie für Nichtmagier; er soll es durcharbeiten und mir geben, wenn er fertig ist – laut dem Gnom, der die Ausleihe vornahm,

hat er dazu acht Wochen Zeit.



Kapitel 8

Einkauf

I

Huntsville (Twilight), Alabama

Statt den Shop für Voodoo-Zubehör betreten wir einen Laden, der Ingredienzien und Zubehör für alle Arten der Magie anbietet.

Noch meine Großmutter war der Überzeugung, dass wir reine Voodoo-Priesterinnen sind; so, wie es unsere Vorfahrin war. Von ihr stammte schließlich all unser Können und Wissen ab.

Meine Mutter hingegen sah dies anders; sie begriff, dass Nekromantie in vielen Bereichen der Magie vorkommt und wir bisher unsere Kräfte und Fähigkeiten nicht ausreichend erforscht haben. Ich muss jedoch zugeben, dass auch Experten die Nekromantie heute dem Voodoo zuordnen, aber es gab schon Totenbeschwörer, ehe in Afrika die ersten Loas⁸ angebetet wurden. Es ist wohl wie mit allem – solange man etwas in eine Schublade stecken kann, ist es gut!

Meine Mutter kroch aus dieser Schublade heraus, ohne jedoch ihre Stellung als eine der drei führenden Mambos in

⁸ Götter im Voodoo

den USA aufzugeben. Gemeinsam mit drei Voodoo-Priestern und einem, von dem man nicht so genau weiß, ob er nun eine Frau oder doch ein Mann war, bildete sie *die großen Sieben*; ein Rat, der mehrfach im Jahr zusammentrat.

Dieser Rat existiert noch immer, doch ich lehnte die Einberufung ab, da ich die in ihm versammelten Personen nicht sonderlich mag. Zudem hat der Rat ohnehin einen Großteil seiner Macht eingebüßt, seit Voodoo in den späten Achtzigern zu einem populären Medien- und Reiche-Leute-Spektakel verkam und man nun in manchen Gegenden keine tote Ratte schleudern kann, ohne eine Mambo, einen Houngan oder Bokor zu treffen; ob echt oder eingebildet sei dahingestellt!

Statt meiner Mutter nachzufolgen, entschied ich mich gegen ein rein magisch-spirituelles Leben und wurde Polizeibeamtin. In einer Stadt, in der sehr viele Morde im Zusammenhang mit Voodoo und Magie begangen werden, fiel mir diese Entscheidung nicht schwer. Ich hasste es schon als Jugendliche, wenn jemand seine Kräfte missbrauchte. Ich gehöre zu den Vertretern des Bestimmungs-Glaubens; wir sind davon überzeugt, dass wir unsere Kräfte von höheren Mächten zu einem bestimmten Zweck erhalten haben. Und der besteht *nicht* darin, Banken auszurauben, Frauen gefügig zu machen oder ein paar Zombies für sich arbeiten und morden zu lassen!

Meine Bestimmung ist es, diese Verbrecher zu stoppen; und dies auf eine Weise, die sicherstellt, dass die Menschen künftig geschützt sind.

Wenn das bedeutet, einen Werwolf zu erschießen, dann ist das eben so!

Nur in einem Punkt folgte ich meiner Mutter nach – ich führte ihre Gedanken konsequent fort und sehe in der Nekromantie etwas Älteres und Universelleres als Voodoo.

An dem Schubladendenken ändert natürlich weder meine persönliche Haltung etwas, noch die Artikel, die ich hin und wieder in einigen Magazinen veröffentliche. Die Leser von *Modern Witchcraft* werden ebenso wenig aufhören, meine Fähigkeiten dem Voodoo zuzuordnen, wie es die Abonnenten von *ParaPsychic*, *Global Twilight* oder *Magic Today* tun werden. Sie lesen meinen Artikel, denken ein paar Sekunden darüber nach und ordern anschließend den Katalog von *Dunkel-Shop – Ihrem Lieferanten für das magische Leben. Bücher, Zutaten, Waffen, Räucherwaren, Zauber-Träger u. v. m.*

Die von mir genannten Magazine erscheinen international, und der Dunkel-Shop aus Hamburg in Deutschland zählt zu den größten Anbietern überhaupt. *Das Amazon des Twilights*, wie manche behaupten.

Menschen und Humanoide lieben es, in Schubladen zu denken. Wenn Sie, der Sie dies hier lesen, Nekromantie allein dem Voodoo zuschreiben wollen, dann tun Sie es; ich kann es nicht ändern!

Zurück zum eigentlichen Fall!

Der Verkäufer hinter der Theke schenkt mir ein professionelles Verkäufer-Lächeln; ein Lächeln von der Art, das nicht mir gilt, sondern meinem Geld.

Ich hasse es, auf diese Weise angelächelt zu werden. Entsprechend kühl schaue ich mich um und äußere anschließend meine Wünsche.

»Wir führen nur die beste Qualität!«, lässt mich Mister Verkäufer-Lächeln wissen, während er einen Weidenkorb unter dem Tresen hervorholt und zu dem breiten Regal mit den Zutaten geht. »Lose oder verpackt?«

»Verpackt!«

Er nickt und schon wandern diverse Kräuter, getrocknetes Hühnerblut sowie ein gleichfalls getrocknetes Hühner-

herz in das Körbchen.

»Haben Sie lebende Tiere?«, frage ich, als er wieder vor mir steht.

»Gewiss. Zur Opferung oder als magischer Begleiter?«

»Haustier! Ich brauche einen Hamster samt Käfig!«

Er schüttelt den Kopf. »Hamster haben wir keine. Die werden zu selten angefragt – selbst bei Ritualen greifen die meisten lieber zu Ratten. Und als magischer Begleiter machen sie nicht sonderlich viel her, nicht wahr?«

»Verstehe ...« Mein Blick fällt auf einen silbernen Dolch. Er ist fein gearbeitet, verfügt über einen schmalen Griff mit Einlegearbeiten aus Perlmutter und Obsidian sowie eine beidseits geschliffene Klinge. Eine Gravur für segnende Sprüche ist im Preis inbegriffen.

»Schönes Stück, nicht wahr?«, sagt der Verkäufer, tut ehrfürchtig und hat wieder dieses elende Lächeln auf den Lippen. Seine Augen glitzern gierig und ich weiß, dass er nun eine Tirade beginnen wird. Wie wertvoll, praktisch, universell einsetzbar und handlich die Waffe doch ist! Zudem diene sie auch meinem Schutz, *bla, bla, bla*.

»Ich brauche Goldpulver; fünf Gramm reichen!«, unterbreche ich seinen Redefluss, der tatsächlich einsetzte, noch während ich darüber nachdachte.

Goodman, der sich im Laden umschaute, lacht leise auf, als er ein paar Schrumpfköpfe an einem Regal baumeln sieht. »Der erinnert mich an unseren Sportlehrer. Meine Güte, war das ein Fossil!« Er stupst den Kopf an, und dieser hat nichts Besseres zu tun, als ihn zu beißen.

Erschrocken schreit Goodman auf. »Er lebt! Dieser Kopf lebt und hat mich gebissen!«

»Er lebt!«, öffnet der Kopf meinen Partner nach. »Er lebt und hat mir seinen Finger fast ins Auge gestochen, der Idiot!«

Goodman wankt entsetzt zurück und stößt gegen eine Kiste mit Einmal-Runen. Eine davon fällt zu Boden, zerbricht und ein Feuerstoß rast direkt neben meinem Partner in die Höhe. Er stößt wieder einen Schrei aus und eilt aus dem Laden.

»Was ist denn das für ein Spinner? Gehört der zu Ihnen?«, fragt der Verkäufer, während er mit einem Feuerlöscher die Flammen bekämpft.

»Ja!«

»Schauen Sie sich das an, der Boden ist versengt! Dieser Trottel ...!« Das Lächeln ist aus dem Gesicht des Mannes verschwunden, verärgert blickt er auf den schwarzen Fleck. »Ich sollte ihm einen Fluch anhängen!«

»Sind Sie gegen solche Unfälle versichert?«

»Natürlich! Aber dieser Aufwand ... Formulare, Nachfragen ... Und dann brauche ich jemanden, der den Schaden begutachtet!«

Ich zücke meinen Ausweis. »Paraforce! Sollten Sie einen Zeugen benötigen, wenden Sie sich an mich. Amtlicher geht es kaum!«

»Wenigstens etwas«, murrte der Mann. »Aber der Typ ist kein Kollege von Ihnen, oder?«

»Doch!«

»Ach du Scheiße!«

»Was kostet der Dolch?«, frage ich und lenke ihn von dem Schaden ab.

»1.500 Dollar!«

»Ich nehme ihn!«

Er stutzt. »Wirklich?«

»Ja!«

Normalerweise kaufe ich keine Waffen in irgendwelchen Geschäften im Twilight. Aber dieser Dolch ist mir nicht fremd. Er stammt von einer guten Waffenschmiede in Eng-

land. *Global Twilight* testete ihn und verlieh ihm in allen Kategorien die Höchstnote. Daher schröpfung ich nun jenes Sparbuch, das ich für genau diese Art von Anschaffungen angelegt habe.

Zudem werde ich versuchen, ihn als dienstliche Ausgabe über Paraforce abzurechnen; mehr als nein sagen kann Baptiste ja nicht.

»Es tut mir so leid!«, sagt Goodman, als ich den Laden verlasse. »Ich komme für den Schaden auf!«

»Er ist versichert!« Ich grinse. »Du solltest ein wenig vorsichtiger sein! Manche Schrumpfköpfe haben angespitzte Zähne; die beißen dir den Finger ab.«

»Echt?«

Ich lege ihm eine Hand auf die Schulter. »Du musst noch eine Menge lernen. Und jetzt komm, wir suchen einen Hamster, dann fahren wir in den Wald und stellen uns dem Vila.«

II

Ich entschied mich dafür, eine Zoohandlung außerhalb des Twilights aufzusuchen. Der Verkäufer hatte recht – Hamster werden zu selten für Rituale genutzt. Wahrscheinlich sind sie einfach zu niedlich, sodass sie niemand opfern will; anders als Ratten oder Mäuse!

Nun stehen wir in besagter Zoohandlung und Goodman steht mit nahezu kindlichem Entzücken vor einem großen Glaskasten. Im Innern purzeln mehrere Hamster übereinander. Andere wiederum nutzen das Laufrad, fressen, trinken oder schlafen.

»Der Schwarzel!«, sagt Goodman und deutet auf das entsprechende Tier.

Wir lassen uns noch einen Käfig, Streu, weiteres Zubehör

und Futter geben, dann verlassen wir den Laden.

Wir haben die Einkäufe gerade im Wagen verstaut, als wir eine keifende Stimme hören.

»Yo, Schlampe!«

Wir wirbeln herum und sehen uns plötzlich mehreren jungen Männern gegenüber. Sie stehen nicht auf dem Boden, sondern rollen auf Blades hin und her. Sie alle halten Baseballschläger in Händen, ihre Augen funkeln hinterhältig.

»Was wird das? Angriff auf Polizisten?«

Der Wortführer lacht meckernd. »Polizei? So ein Unsinn. Wir wissen, wer ihr seid! Ihr habt Casimir erschossen! Denkt wohl, ihr seid ganz mutig, hm? Andy hat einen Fehler gemacht!«

»Wer ist Andy?«, fragt Goodman, während er langsam seine Waffe zieht.

»Ihr könnt mit dem Spiel aufhören!«, ruft der junge Mann wieder. »Wir wissen Bescheid! Ihr seid Handlanger von Andy. Killer, Transporter, Aufpasser!«

Langsam zücke ich meinen Ausweis. »Ich weiß nicht, wer euch diese Scheiße erzählt hat! Aber wir sind Polizisten!«

»So ein Ding gibt es in jedem Kaugummi-Automaten. Aber genug gequatscht!«

Ich hatte damit gerechnet, dass sie uns mit den Schlägern angreifen. Aber das tun sie nicht. Stattdessen wirft einer eine Kugel in die Luft und der Wortführer nutzt seinen Schläger, um sie in unsere Richtung zu schlagen.

Im letzten Moment kann ich ausweichen. Ein dumpfer Schlag ist zu hören, als die Kugel die Heckscheibe unseres Leihwagens zerstört.

Und das nächste Geschoss ist unterwegs.

Ich sehe, dass sie es nun auf Goodman abgesehen haben.

Dieser wirft sich zu Boden, rollt über die Schulter ab und schießt, kaum dass sich ihm die Gelegenheit dazu bietet.

Guter Schuss!

Der junge Mann geht winselnd zu Boden, eine Hand auf die Wunde im rechten Arm gepresst.

Ich selbst kauere neben dem Wagen und schieße ebenfalls. Als ein zweiter Bursche zu Boden geht, nehmen die anderen die Beine in die Hand.

»Los, komm schon, du Schlampe – mach mich fertig. Verpass mir den Gnadenschuss!« Jener, der von mir niedergeschossen wurde, schaut mir mit Todesverachtung in die Augen. Er tut nicht großspurig, er fühlt tatsächlich so. Kalt, abgebrüht und desillusioniert.

Es ist nicht das erste Mal, dass ich ein solches Verhalten bei jungen Männern sehe. Selbst bei Teenagern ist es mir schon begegnet; dann, wenn sie Mitglied einer Gang waren.

Das hier ist ebenfalls eine Gang; ganz ohne jeden Zweifel!

»Nein, das mache ich nicht!«, lasse ich ihn wissen. Anders als er bin ich nun ruhig. Die wenigsten entscheiden sich aktiv gegen ein anderes, besseres Leben und für die Mitgliedschaft in einer Bande. Die meisten haben schlicht keine andere Wahl. Unsere Gesellschaft ist schon seit Jahrzehnten in einer Schiefelage mit sehr wenigen Gewinnern und sehr vielen Verlierern.

»Und was dann? Was willst du tun, hm? Mich ausquetschen? Hier tauchen gleich die Cops auf!«

»Nein, die Cops sind längst da! Auch wenn du es uns nicht glaubst.«

Er starrt mich an. »Ihr seid wirklich Polizisten? Aber das kann nicht sein! Dan sagte ... Der Pisser hat uns angelogen!«

»Wer ist Dan?«

»Daniel Prescott! Unser Boss. Er sagte, ihr seid Handlanger von Andy. Er war im Museum, zusammen mit Casimir und Woody!«

»Ich kenne keinen Andy. Aber einer deiner Freunde, die im Museum waren, nannten einen anderen Namen. Sankto ...«

»Denn kenne ich nicht!« Der Verletzte schaut mich flehentlich an. »Ich wusste nicht, dass ihr Cops seid! Ich greife keine Polizisten an. Darum hat uns Adam angelogen. Wenn ich die Ratte zu fassen bekomme ...«

»Du sagst den Kollegen, was du weißt. Namen, Adressen – alles. Wenn du dich von deiner kriminellen Zeit lossagst und hilfst, den Mörder eines alten Mannes vor Gericht zu bringen, lege ich ein gutes Wort für dich ein. Und glaub mir, unser Wort ist sehr viel wert!«

Polizei und Rettungswagen treffen ein. Goodman, der mein Gespräch mit dem Verletzten verfolgte, spricht mit einem der lokalen Beamten und gibt weiter, was wir erfahren und zugesichert haben.

»Ergibt das alles für dich Sinn?«, fragt mein Partner, als wir im Wagen sitzen und zurück zum Hotel fahren. »Erst Sankto, nun Andy?«

»Nein, ich blicke auch nicht durch«, gebe ich zu. »Vielleicht können wir später, wenn alles vorbei ist, mit Andy sprechen.«



Kapitel 9

Der Dämon von Gray Forrest

I

Gray Forrest, Alabama

Edles vertreibt Unedles, Gutes besiegt das Böse! Totes wird durch Lebendes gebannt! So heißt es in der Anleitung und getreu nach dieser Regel ist das Ritual vorzubereiten.

Das Goldpuder wird mit tierischem Opferblut sowie etwas getrocknetem Digitalis, Knoblauch, geriebenem Ingwer und vor allem pulverisierter Alraunenwurzel gemischt.

All das wird zu einem dünnen Brei gemischt, der an so ziemlich allem klebt, was damit in Berührung kommt. Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen versaeue ich mir bei der Zubereitung die Kleider und sogar die Schuhe, als der Inhalt zu brodeln beginnt und etwas davon hinausspritzt.

Wichtig an dieser Stelle zu erwähnen ist, dass es nicht allein auf die Mixtur ankommt. Jeder kann sich diese Zutaten besorgen und dann verrühren. Nur wird rein gar nichts geschehen. Kein Brodeln, kein Blubbern – nichts! Das liegt daran, dass man zum einen Ritualblut benötigt; also Blut, das allein zum Zweck eines Rituals gewonnen wurde, zum anderen jedoch auch ein Gefäß besitzen muss, welches die

Magie seines Nutzers empfängt und so den gewünschten Zauber in das leitet, was man gerade herstellt.

Goodman könnte all das Zeug mit meinen Tools mixen, und das Ergebnis wäre nichts wert. Erst durch meine Magie, die durch meine Hände und den Stößel oder Löffel in das Gefäß und von ihm in die Zutaten und damit ins Endprodukt fließt, wird aus einer wilden Mischung ein wunderbarer Brei, der dem Dämon von Gray hoffentlich zusetzen wird.

Dies nur zur Erklärung – damit nun niemand losläuft und sich die Zutaten besorgt!

»Edles vertreibt Unedles!«, wiederhole ich den ersten Teil der Regel. »Hier haben wir eine *Edle Mischung* – immerhin ist Gold darin, und das nicht zu wenig. Nun müssen wir den Hamster nehmen und in diesem Brei baden lassen. Er muss rundum damit bedeckt sein!«

Goodman blickt auf das Tier in seiner Hand. Seit wir wieder im Hotelzimmer sind, hält er den Hamster in der Linken und streichelt ihn mit der Rechten.

»Das wird ihm nicht gefallen«, sinniert mein Partner, steht aber auf und setzt den Hamster vorsichtig in die von mir benutzte Schüssel.

Zu unserem Erstaunen gefällt es dem Hamster sehr. Er beginnt, sich in dem Brei zu winden, bis er wirklich überall mit dem Zeug bedeckt ist.

Dann, als wir ihn rausholen, sitzt er ganz still und wartet darauf, dass die Masse auf seinem Fell fest wird.

»Das ist bizarr!«, ruft Goodman aus.

»Vielleicht auch nicht. Es kann durchaus sein, dass die Magie in der Schüssel genau das bewirkt.«

»Und nun?«, will mein Partner wissen.

»Nun nehmen wir den Hamster, stecken ihn zurück in die Transportbox und fahren in den Wald.«

Er schluckt, sein Blick drückt plötzlich Angst aus. Dennoch nickt er. »Also dann ...«

II

Die Fahrt dauerte mehrere Stunden. Wir passierten die Tankstelle, die auf dem Video zu sehen war, und trafen dort den jungen Mann mit dem Strubbelhaar. Er wiederholte, was er der Kamera gesagt hatte – viele Leute wollen den Dämon von Gray Forrest sehen und fahren in den Wald, aber keiner kommt heraus. Zwar gibt es eine weitere Straße, die schräg durch den Wald führt, und es sei möglich, dass manche eine andere Route nehmen, wenn sie nach Hause fahren.

Aber alle?

Wir bedankten uns und setzten die Fahrt fort, bis wir jene Hütte erreichten, in der die Studenten ihr Ende fanden.

Reste vom Absperrband der Polizei sind ebenso zu sehen wie Reifenspuren.

»Jane, bist du aufgeschaltet?«, frage ich ins Headset.

»Bin ich! Hallo Mister Goodman, ich bin Jane Malorny, Chief Operator von Paraforce!«

»Hallo!«, erwidert mein Partner ein wenig schüchtern.

»Ich habe mit dem Büro des Sheriffs in Woodville gesprochen. Deputy Ethan Cox bestätigte, dass er vor Ort war. Für ihn ist Luther der wahrscheinlichste Täter. Er sprach mit den Hinterbliebenen, denn der Fall wurde unabhängig von uns bearbeitet.«

»Und nun denken alle, Luther habe seine Freunde ermordet und sich dann abgesetzt?«, hake ich nach.

»So ist es. Allerdings handelt es sich um Verdächtigungen und Indizien, sie haben keine Beweise gegen Luther in

der Hand!«

»Hast du ihnen den Fall entzogen?«

»Yepp! Cox war ziemlich sauer. Als ich ihm dann auch noch sagte, dass wir nicht Luther verdächtigen, sondern den Dämon, wurde er sogar ausfallend!«

»Kann man nicht ändern!« Ich blicke den Weg hinab, den wir gekommen sind. Ein Polizeifahrzeug nähert sich uns. »Ich glaube, da kommt er gerade!«

Wir warten, bis der Wagen neben dem unsrigen steht und ein junger, sportlicher Deputy vor uns steht. Erst dann holen wir unsere Ausweise hervor.

»Ich weiß, wer Sie sind!«, sagt Cox kalt. »Geisterjäger aus New York. Nicht genug, dass wir solch einen Mist finanzieren. Nein, dann kommen auch noch zwei Yankees zu uns und spielen Geisterjäger!«

»Ich bin kein Yankee!«, erwidere ich mit breitem Südstaatler-Akzent. »Ich komme aus New Orleans. Und mein Partner kommt aus San Francisco. Auch kein Yankee, oder?«

Er spuckt eine Ladung dunklen Kautabak auf den Boden. »Ich will eines klarstellen – der Mörder dieser jungen Leute ist niemand anderes als der Nigger Luther van Horn. Er kam mit den anderen her, trank vermutlich zu viel, es kam zum Streit und – bumm. Vielleicht plante er es auch, wer weiß!«

»Wer weiß!«, erwidere ich freundlich. »Sie können bleiben und sich anschauen, was wir tun. Aber sie sagen kein Wort, egal was immer Ihnen auch einfallen könnte. Sie schauen zu und anschließend sprechen wir darüber. Wenn Sie das nicht können, verschwinden Sie!«

Er baut sich vor mir auf. »So können Sie mit mir nicht reden. Das hier ist *meine* Gegend. Sie sind ...«

»Wir sind Bundespolizisten und das hier ist *unser* Land.

Gehen Sie, oder halten Sie die Klappe und bleiben Sie! Aber ich will kein verdammtes Wort von Ihnen hören, bis alles fertig ist! Verstanden?«

Unsere Blicke fressen sich ineinander. Schließlich nickt er, denn er merkt, dass er mich nicht einschüchtern kann. »Ich schaue Ihnen sehr genau zu und sage kein Wort. Aber hinterher werden wir uns noch einmal unterhalten, Agent Burgees!«

»Gut!«

Cox folgt uns, als Goodman und ich zu den Gräbern der gefallenen Helden gehen. Wir sehen, dass der Boden tatsächlich aufgewühlt wurde.

»Siehst du das? Hier wurde nicht gegraben. Etwas kam von unten und hat sich seinen Weg nach außen gebahnt!«, erkläre ich leise.

Goodman nickt, Cox hingegen lässt ein verächtliches Schnauben hören.

»Und nun?«, fragt mein Partner.

»Und nun rufen wir den Dämon!« Aus der Tasche hole ich ein Päckchen mit Salz, streue einen Kreis um das aufgeworfene Erdreich, dann, direkt angrenzend, um uns. Anschließend, nachdem ich das Beutelchen weggesteckt habe, schneide ich mir mit meinem Messer in die Hand und lasse etwas Blut auf jene Stelle tropfen, an der die Kreatur aus dem Boden schoss.

»Ein Vila ist der Geist eines Verstorbenen«, erkläre ich Goodman. »Wenn wir recht haben, dann wird er auf meinem Ruf reagieren!«

Ich blicke nach vorne. »Erscheine, Vila! Ich befehle es dir!«

Cox, der etwas abseits steht, bricht in Gelächter aus. Aber dieses erstirbt, als die Erde bebt und exakt dort, wo wir es vermutet haben, ein dunkler Schemen emporjagt.

Er will sofort in unsere Richtung fliegen, kann aber die Salzgrenze nicht überschreiten. Ein hohes, boshafes Wimmern dringt aus seinem Mund. Es ist so schrill, dass es in den Ohren schmerzt.

»Was in aller Welt ist das?«, stößt Cox hervor. Er starrt das Wesen mit blankem Entsetzen an.

»Ruhe!«, zische ich in seine Richtung, greife dann nach ihm und zerre ihn in den Kreis. Anschließend wende ich mich wieder dem Wesen zu. »Wer bist du?«

»Ich bin der Dämon von Gray Forrest!« Noch immer ist die Stimme schrill, aber zumindest nicht mehr so grauenvoll laut.

»Du bist kein Dämon! Du bist ein Vila. Mein Blut hat dich gerufen, mein Blut wird dich binden!«

Das sind keine leeren Worte. Ich spüre ein Band zwischen uns, seit er erschien. Tatsächlich ist es der Geist eines Toten und somit könnte ich als Nekromant Gewalt über ihn ausüben. Das Problem ist nur, dass ein Vila sehr viel stärker ist als ein Geist. Daher ist das Band sehr dünn. Ihm Befehle zu erteilen, erscheint mir nahezu unmöglich.

Die Kreatur starrt mich an. »Du bist eine Totenbeschwö-
rerin!« Er klingt unsicher.

»So ist es! Gehst du freiwillig, oder müssen wir dich bannen?«

Das Wesen lacht. »Bannen? Mich?«

»Den Hamster!«

Goodman, der die Box in Händen hält, beugt sich nieder und öffnet sie. Der Hamster kommt hervor, und nun zeigt sich, wie ausgeklügelt das Ritual ist.

Das Tier würde normalerweise panisch in den Wald laufen. Aber die Magie, die es bereits in dem Brei hatte baden lassen, lässt es nun über die Salzgrenzen hinweg in den Kreis des Vila laufen.

Die Kreatur schreit auf. Der Hamster erstrahlt plötzlich in purem Gold, seine Augen glühen für einen Moment grün auf.

Der Vila will entkommen. Nein, er *muss* entkommen. Obwohl der Hamster nichts weiter tut, als sich auf die Hinterbeine zu stellen, geht von ihm offenbar eine enorme Bedrohung aus; zumindest für diesen Totengeist. Er wirft sich gegen die unsichtbare magische Grenze, die das Salz geschaffen hat, durchbricht sie und jagt auf uns zu.

Ich bin seine Feindin, von mir geht die Magie aus, die den Hamster lenkt. Sterbe ich, erlöschen die Kraft des Hamsters sowie jene der Salzkreise.

Die magische Barriere zu durchbrechen kostet den Vila sehr viel Kraft. Tötet er Goodman oder Cox, kann er sich an deren Energie laben. Daher ist mein Partner sein erstes Ziel.

Der Vila jagt ihm entgegen. Goodman stößt einen Schrei aus und zieht seine Waffe, aber selbst mit der Munition von Paraforce könnte er nichts gegen diese Kreatur ausrichten.

Daher zerre ich ihn derb zur Seite, werfe mich in den Weg und stoße die Hand nach vorne, kaum dass der Vila heran ist.

Das Silber des von mir neu erworbenen Dolches berührt den Totengeist. Funken blitzen auf, ein unmenschlicher, unirdischer Schrei erklingt, der Vila jagt steil nach oben, will aus dem Kreis ausbrechen – und das tötet ihn. Noch einmal besitzt er nicht die Kraft, sich gegen die Salzbarriere zu stemmen.

Er berührt sie, rot glüht die unsichtbare Magie auf, dann erklingt ein letzter, ohrenbetäubender Schrei, während der Vila in einem Funkenregen vergeht.

Schwarze Flocken regnen zu Boden. Es sieht aus wie

Asche, ist aber keine. Die Flocken verschwinden, kaum dass sie den Boden berühren. Und mit ihnen vergeht die Bedrohung, die diese Kreatur seit Jahrhunderten darstellte.

Seufzend sacke ich zu Boden. Meine Knie sind weich wie Pudding, meine Beine tragen mein Gewicht nicht mehr. Jede Kraft scheint aus meinem Leib zu rinnen.

»Was ist?«, ruft Goodman erschrocken. Er geht neben mir in die Hocke und greift besorgt nach meiner Hand. Auch Jane, die uns zuvor überschwänglich gratulierte, ist besorgt.

»Es geht gleich wieder«, lasse ich beide wissen. »Ich ... brauche die Banane!«

Er läuft zum Wagen und holt die Frucht. Ich nahm sie vom Frühstücksbüffet des Hotels, denn ich ahnte bereits, wie dieser Fall enden würde.

Goodman fängt seinen Hamster ein, während mir die Banane Kraft spendet.

Cox, der noch immer inmitten des Kreises steht, starrt mich an.

Schweigend.

Dann, nach mehreren Minuten, wendet er sich ab und geht davon. »Ich schliesse die Akte. Aber das hier, das ist niemals passiert!«, ruft er uns zu.



Epilog

Wieder im Büro

I

New York City

Wir fuhren nicht sofort nach Hause, sondern blieben noch einen Tag in Huntsville. Während ich mich ausruhte, fuhr Goodman zum zuständigen Polizeirevier, um ein paar Dinge zu klären.

Er erfuhr, dass die Cops einen gewissen Daniel Prescott verhaftet hatten. Dieser hatte sich erst störrisch gezeigt und gesagt, *der Dämon* würde es ihnen schon zeigen. Dann aber, just zu der Zeit, als der Vila vernichtet wurde, hatte er seine Kooperation angeboten.

Goodman erfuhr, dass Prescott offenbar im Wald gewesen und dort die Bekanntschaft des Vila gemacht hatte. Dieser hatte davon abgesehen, den jungen Mann zu töten – wohl, weil er dessen Nützlichkeit erkannte. Mehr noch – er hatte ihm seinen Willen aufgezwungen und ihn so zu seinem Werkzeug gemacht.

Prescott war es gewesen, der den Mord an dem Museumsbesitzer angeordnet hatte – im Auftrag des Vila, denn dieser wollte nicht, dass die Menschen zu viel über ihn erfuhren.

Als der Vila begriff, dass ihm mächtigere Feinde als die Polizei des County auf den Fersen waren, setzte er erneut Prescott ein; nun, um uns zu stoppen.

Offenbar war es das Ziel des Wesens gewesen, frei und ungehindert in der Welt wirken zu können; nicht beschränkt auf den Wald und vor allem nicht dazu verdammt, irgendwann wieder im Erdreich zu verschwinden.

Wie genau er das hatte bewerkstelligen wollen, vermochte auch Prescott nicht zu sagen. Letztlich war er nur ein Handlanger gewesen.

Nach einer ruhigen Nacht, in der ich mich selbst mit einem recht angenehmen Traum belohnte, gaben wir den Leihwagen ab, versicherten der aufgebrachten Mitarbeiterin dort, dass Paraforce für die Schäden aufkommen würde, und fuhren anschließend mit einem Taxi zum Twilight.

Dort betraten wir die Bibliothek und verließen sie kurz darauf in New York City. Nun sitzen wir in einem kleinen Konferenzraum und beenden dort diesen Fall.

Da Jane die Szenen im Wald abspielte, kennen alle den Ablauf des Endkampfes. Dennoch gibt es viele Dinge zu berichten, die nicht in dem Video zu sehen sind.

»Warum bist du in diesem Salzkreis zusammengebrochen?«, fragt Ximena, nachdem ich meinen Bericht abgeschlossen habe.

»Ich ließ meine Kraft in das Salz fließen. Als der Vila die Grenze schwächte, schwächte er auch mich. Sein zweiter Versuch, dem Kreis zu entkommen, vernichtete ihn – aber es kostete mich sehr viel meiner eigenen Kraft.«

»Verstehe!«, sagt Baptiste und lächelt. »Eines noch – Sankto war der Name des Vila, nehme ich an?«

»So stellte sich das Wesen seinem Handlanger vor. Ob er wirklich so hieß, ob es der Name der Person war, die er einst als Lebender war, oder ob er sich den Namen einfach

nur ausdachte, kann nun niemand mehr sagen.«

Baptiste nickt zufrieden, Ximena wiederholt, dass sie gerne dabei gewesen wäre, und Blackstone, der von mir eingeladen wurde, da er mir zu Beginn half, sagt laut, dass dies das Ende eines Falles ist, der von einem echten Profi geleitet wurde. Er sei von meinem Vorgehen begeistert. Endlich trüge jemand diesen Rang, der ihn auch wahrlich verdient habe!

Baptiste sagt dazu nichts, Jane und Ximena verkneifen sich einen bissigen Kommentar und Goodman scheint zu begreifen, dass dies einer der Momente ist, in denen man am besten hinter einer Tasse Kaffee verschwindet und sich nicht rührt.

Baptiste erhebt sich und bedeutet Jane und mir, ihm zu folgen. Die anderen sind entlassen, Goodman hingegen muss in diesem Raum warten.

Mein Nun-Nicht-Mehr-Partner begreift, dass es jetzt um ihn geht. Er verzieht das Gesicht und deutet mit den Händen Herzrasen an.

Während des Heimwegs fragte er, wie meine Entscheidung ausfallen würde. Eine Antwort darauf erhielt er nicht, denn ich war mir nicht sicher.

Eigentlich bin ich es mir noch immer nicht.

II

Wir betreten Baptistes Büro und nehmen an seinem Schreibtisch Platz.

»Gute Arbeit, Commander Burgees!«, sagt der Boss und nun, in informeller Runde, klingt es noch ein wenig herzlicher. »Sie haben einige Dinge getan, die mich erschauern lassen. Aber sie waren erfolgreich.«

»Nennen Sie mich CéNa«, biete ich ihm an. »Agent Burg-

ees klingt so ungewohnt und fremd. Zumindest hier, in diesem Büro, kann ich auf solche Formen verzichten!«

Er blickt mich nachdenklich an, dann nickt er und reicht mir die Hand. »Jacques.«

»Es geht um Tom Goodman, nicht wahr?«, frage ich und lehne mich etwas zurück. »Du brauchst meine Einschätzung!«

»So ist es. Dein Bericht enthielt keine Details über sein Verhalten. Aber nun, inoffiziell, sind eben diese Details wichtig!«

»Er schlug sich wacker, hat aber keine Ahnung von dem, was wir eigentlich tun. Er wurde mit einem Ghoul konfrontiert und glaubte, das Grauen ausrotten zu müssen. Ich zeigte ihm absichtlich sehr viel vom Twilight, damit er versteht, dass wir teils von einer völlig anderen Welt sprechen!«

»Das verstehen manche gestandene Agenten nicht«, gibt Jane zu bedenken. »Ich erinnere an die beiden Kollegen in Großbritannien. Laura hatte große Schwierigkeiten, ihnen den Ernst der Situation klarzumachen. Noch immer sind sie teils widerwillig bei der Arbeit, wenn ich mit ihnen spreche!«

»Ja, die beiden sind ein Problem«, sinniert Baptiste. »Ich dachte bereits daran, sie zurück zum Five zu schicken! Aber dann fehlt uns noch mehr Personal!«

»Wie hielt er sich im Twilight?«, fragt Jane, nun wieder an mich gewandt.

»Er erweckte in der Bibliothek einen Feuer-Löwen, ließ sich von einem Schrumpfkopf beißen und steckte den Laden in Brand!«

»Du meine Güte!«

»Er stand in dem Shop wie ein Kind in einem Spielwarenladen. Große Augen, über die Maßen fasziniert und

neugierig, jedes einzelne Stückchen Magie zu erkunden!«

»Also schön, dann sollten wir uns wohl gegen ihn entscheiden«, sagt Baptiste ein wenig traurig. »Schade, am Telefon klang er vielversprechend!«

»Ich halte seine Neugier nicht für schädlich. Eigentlich ist sie seine größte Stärke. Was wollen wir – jemanden, der zum ersten Mal mit sprechenden Schrumpfköpfen konfrontiert wird, und *nicht* wissen will, wie das sein kann? Oder jemanden, der begierig ist, jedes Quäntchen zu lernen, das wir ihm zeigen können?«

Jane nickt. »CéNa hat recht – mir ist so jemand lieber als die ignoranten Typen drüben in der Heimat.«

»So betrachtet ... Nur – wer soll ihm all diese Wunder zeigen? Wir haben keine Magier im Team. Niemand, der ihn mit ins Twilight nimmt und ihm all das erklärt, was er wissen will!«

»Wie wäre es, wenn er als Praktikant beginnt?«, schlägt Jane vor. »Er wird unserem Team zugewiesen und lernt. Wenn er nach einem Jahr auf eigenen Beinen stehen kann, wird er als Agent übernommen.«

Baptiste scheint diese Idee zu gefallen. »Schön!«, sagt er nach ein paar Sekunden des Nachdenkens. »Aber dann nehmen wir auch McFarlan – ebenfalls als Praktikant!«

Jane verzieht das Gesicht, nickt aber zustimmend.

»Wer ist das?«, will ich wissen.

»Alister McFarlan, ein IT-Experte, der sich als Operator beworben hat. Wir waren uns auch bei ihm unsicher, denn er scheint unserer Thematik recht skeptisch gegenüberzustehen. Offenbar lockte ihn vor allem das Gehalt. Einer seiner Freunde arbeitet bei uns. Nun denn – vielleicht ergänzen sich beide«, erklärt Baptiste.

III

Eine halbe Stunde später schleppt Hausmeister Chuck Smith zwei neue Tische sowie zwei neue Stühle in unser Büro. Goodman steht mit glänzenden Augen am Fenster und schaut zu, wie sein Arbeitsplatz eingerichtet wird.

Er ist nun ein gut bezahlter Praktikant – und liebt uns dafür heiß und innig!

Ich selbst sitze an meinem Platz und schaue überrascht auf ein bereits abgezeichnetes Formular zur Einreichung dienstlicher Ausgaben. Im Grunde muss ich gar nichts mehr tun, denn Blackstone kam mir zuvor. Er füllte das Formular aus, nannte den entsprechenden Gegenstand schlicht *Silberdolch mit magischen Fähigkeiten* und trug als Erstattungsbetrag 1.500 Dollar ein.

Mit seiner Unterschrift unter dem Dokument gilt die Einreichung als genehmigt.

Meine Vorgängerin hielt den Mann für ein Arschloch und vielleicht verhielt er sich ihr gegenüber auch so.

Ich habe bisher keine Probleme mit ihm.

Zufrieden sinke ich in meinem Stuhl zurück, schaue mich um und nicke. Das also war mein erster, großer Fall für Paraforce als Commander.

Ich freue mich schon auf den nächsten!

Ende